

Uebereinstimmung der ewigen Gesetze mit den Thaten der Menschen anzeigen würde, so in's Schwanken, dass die Zunge, bald nach dieser, bald nach jener Seite sich neigend, die richtige Mitte nicht finden kann; selbst die von den Göttern anbefohlene That der Vergeltung scheint, weil sie ihrer Natur nach von neuem die Verletzung einer heiligen Satzung sein muss, die Ausgleichung des Rechtes zu erschweren; die Katharsis, der befriedigende Abschluss der aufgeregten Empfindungen scheint selbst nach der reiflichsten und besonnensten Abwägung der Schalen noch immer unmöglich; und so treibt dieses fast peinliche Streben nach der strengsten Gerechtigkeit den Dichter zu immer neuen Fortsetzungen der angefangenen Verwicklung, bis endlich der Knoten, wie in den Eumeniden, auf eine formale, man möchte fast sagen, mechanische Weise, halb durch einen ganz äusserlichen, gerichtlichen Act, halb durch die wohlwollende Willkür einer Gottheit mehr zerhauen, als gelöst wird. Die Kunst des Aeschylos ist noch nicht so weit gediehen, innerhalb eines beschränkteren Kreises von Ursachen und Wirkungen Mitleid und Furcht aufzuregen und zu reinigen; er versteht es noch nicht, Recht und Unrecht so zu vertheilen, dass schon nach der Darstellung Einer Handlung über Beides kein Zweifel mehr sein kann; seine Katharsis ist noch eine unvollkommene: aber die Nothwendigkeit einer vollständig befriedigenden Ausgleichung hat er schon eben so gut begriffen, wie Sophokles.

Sophokles heisst allgemein der Meister, der Heros der griechischen Tragödie. Wenn er nun nach dem Vorgange eines so erhabenen Künstlers statt einer weise und zwar streng, aber gerecht waltenden Nothwendigkeit, deren unbekämpfbare Macht nicht auf der blinden Kraft einer launenhaften Willkür, sondern auf der gesetzlichen Entwicklung der Folge aus der That beruht — wenn statt dieser gerecht waltenden Moira er, der besonnene Dichter, der am Aeschylos den Mangel an Selbstbewusstsein mit Recht gerügt hatte, ein blind über den Häuptern der Menschen hinschreitendes Verhängniss, das ohne Grund stürzt und ohne Grund erhebt; kurz, wenn er statt der Vorsehung den Zufall als Hebel zur Entwicklung der Tragödie eingeführt hätte: so wäre der Uebergang von Aeschylos zu ihm so wenig ein Fortschritt zu nennen, dass man vielmehr diese Veränderung als den Anfang des Verfalls der attischen Tragödie ansehen müsste. Ja, dieses Urtheil würde in seiner ganzen Kraft und Bestimmtheit stehen bleiben, wenn er auch nur eine einzige Tragödie gedichtet hätte, in welcher das blinde Schicksal grässliche Leiden über treffliche Menschen verhängt, die sich auch nicht des geringsten Fehlers schuldig gemacht haben. Was auch seine sonstigen Verbesserungen im Drama gewesen wären, diese Umgestaltung des innern Ganges der Tragödie hätte hingereicht, ihm den Namen des Vollendets dieser Dichtungsart für immer zu entziehen. Wenn man in neuerer Zeit nicht bloss ein, sondern alle Stücke des Sophokles mit dem Namen von Schicksalstragödien (um mich eines kurzen Ausdrucks zu bedienen) hat bezeichnen wollen, so scheint dabei ausser Acht gelassen worden zu sein, dass man gerade damit

selbst die Achtung vor der äusserlichen, technischen Kunst des Sophokles, deren Vollen-  
dung man doch so sehr zu preisen und hervorzuheben bemüht gewesen ist, in hohem  
Grade verringert: denn das Schicksal ist ein durchaus zufälliger, in keiner Rücksicht der  
Kunst bedingter Hebel, ein durchaus willkürlicher deus ex machina, der die innere  
Nothwendigkeit selbst der Entwicklung der ganz äusserlichen Ereignisse der Handlung  
aufhebt<sup>56)</sup>. Nun bezeugen uns aber die mannichfaltigsten Erzählungen alter Schriftsteller,  
dass Sophokles vorzüglich hochgeschätzt worden sei wegen der Kunst, die Personen des  
Drama's nach ihren Charakteren zu schildern (*ἡθοποιία*). So sagt der alte Biograph des  
Dichters, indem er ihn in dieser Beziehung mit Homeros vergleicht: „Er versteht die  
Kunst, Charaktere darzustellen und durch Abwechselung in der Zeichnung derselben zu  
vergnügen“<sup>57)</sup>; und weiter unten wiederholt er, indem er auf die Wichtigkeit der Meister-  
schaft in dieser Kunst ausdrücklich hinweist, dasselbe Urtheil mit dem Zusatz, der Dich-  
ter habe durch einen kleinen Halbvers, ja durch ein einziges Wort gar oft den ganzen  
Charakter einer Person anschaulich gezeichnet<sup>58)</sup>. Auch eine in vielfach verschiede-  
ner Weise ausgelegte Stelle des Plutarchos weist mit Bestimmtheit darauf hin, dass So-  
phokles selbst die richtige und feine Darstellung der Charaktere für die schätzenswer-  
theste Kunst des tragischen Dichters gehalten habe<sup>59)</sup>. Was ist nun unter dieser viel-  
fach gerühmten Ethopöie, unter der Kunst der Darstellung der Charaktere zu verstehen?  
Etwa die Geschicklichkeit, die Sitten und Denkweise, die Willensrichtung gewisser Men-  
schen treffend und geistreich zu schildern, ganz abgesehen von der Entwicklung des  
Drama's? Gewiss nicht; denn eine solche abstracte Charakterschilderung allein kann in  
vielen anderen Rücksichten ausserordentlich verdienstlich, auch poetisch sein: dramatisch,  
tragisch ist sie nicht. Aristoteles bezeichnet die Schilderung der Charaktere als das  
Zweite der Tragödie, als das Erste den Mythos, also die Darstellung der Handlung<sup>60)</sup>;  
er sagt zugleich an einer andern Stelle<sup>61)</sup>, dass in Gemässheit ihres Charakters und ihrer  
Denkweise die Personen der Tragödie glücklich oder unglücklich werden. Nach dieser

<sup>56)</sup> Aristot. Poët. 15, 7: *γενερόν οὖν, οὐ καὶ τὰς λύσεις τῶν μύθων ἐξ αὐτοῦ δεῖ τὸ μῦθον συμβαίνειν καὶ μὴ — ἀπὸ μηχανῆς.*

<sup>57)</sup> So verstehe ich das „*ἡθοποιεῖ καὶ ποικίλλει*“ in der Vita Soph.

<sup>58)</sup> *ὥστ' ἐκ μικροῦ ἡμισυγίου, ἢ λέξεως μιᾶς ὅλον ἡθοποιεῖν πρόσωπον. ἔστι δὲ τοῦτο μέγιστον ἐν τῇ ποιη-  
τικῇ, δηλοῦν ἦθος.*

<sup>59)</sup> Plut. de profect. virt. c. 7 T. VII., 252 ed. Hutten. Vgl. dazu Lessing im Leben des Sophokles S. 201 — 207, der mit Unrecht (gleich Welcker, Trilogie S. 525) die ganze Stelle auf Euripides bezieht; Ed. Müller, Gesch. der Theorie der Kunst I, S. 17 u. 223 ff. O. Müller, Gr. Litgsch. II., S. 115. 116 Anm. Bernhardt, Gr. Litgsch. II., S. 795. Schultz: De vita Soph. S. 130; Ad. Schöll: Sophokles, S. 70 — 72 Anm.

<sup>60)</sup> Poët. 6, 14: *ἀρχὴ μὲν οὖν καὶ οἷον ψυχῆ ὁ μῦθος τῆς τραγωδίας, δεύτερον δὲ τὰ ἦθη.* Vgl. 6, 6, 6, 11, 12.

<sup>61)</sup> Poët. 6, 5.

Stelle, in der ein bestimmter Einfluss der Charakterzeichnung auf die Entwicklung der Handlung, also des Mythos selbst, nicht bloss gegeben, sondern auch gefordert ist, wäre dann, wenn man die sonstigen Lehren des Philosophen über die Behandlung der Charaktere berücksichtigt, unter der Ethopöie die Kunst zu verstehen, vermöge deren der Dichter den Charakter einer Person mit ihrem Schicksal durch seine Darstellung so in Verbindung bringt, dass das letztere wie eine nothwendige, unausweichbare Folge aus dem ersteren als seiner Ursache entspringt; und gerade in dieser Kunst ist Sophokles ausgezeichnet. Eine Charakterzeichnung im Sinne der Neueren hat er so wenig, wie irgend ein anderer antiker Tragiker; fassen wir das Wort in diesem Sinne, so skizziren die Alten nur, indem sie nur insoweit den Charakter darstellen, als er zur Erklärung des Schicksals der Person nothwendig ist. Schon Bernhardy<sup>62)</sup> hat richtig bemerkt, die sophokleischen Charaktere seien keineswegs subjectiv aufgefasst und in allem Detail der Schilderung der Person als eines einzelnen Menschen durchgeführt; sie seien vielmehr Symbole von Tugendbegriffen, welche nur durch die Gegensätze, die sie aus sich erzeugen und gegen einander kehren, mit Blut und der energischen Schärfe der Persönlichkeit erfüllt würden. Den Begriffen der Neueren von der Charakterzeichnung nähert sich noch am meisten Euripides, der aber, weil er nach des Sophokles Ausspruch die Menschen schilderte, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen, die schöne Idealität der antiken Tragödie in das Alltägliche herabzog. Des Sophokles Ethopöie ist ein wesentliches Moment zur Vollendung der Katharsis; sie hat zum Zweck, die Charaktere so darzustellen, dass sich aus ihnen sowohl die Thaten als auch die Leiden der tragischen Personen nach den Gesetzen der Nothwendigkeit oder der innern Wahrscheinlichkeit wie von selbst entwickeln; und auf diesen Zweck soll ja auch nach Aristoteles die ganze Kunst der Ethopöie hinwirken<sup>63)</sup>. Denn, sagt er, auch ohne jene Kunst kann wohl eine Tragödie bestehen, und die Stücke der Neueren entbehren gewöhnlich dieses Vortheils<sup>64)</sup>, aber, können wir in seinem Sinne hinzusetzen, je mehr die Dichter denselben aufgeben, desto kunstloser und unvollkommener sind auch ihre Producte. Jene neueren Tragiker, d. h. die Nachfolger des Euripides, hatten nämlich statt der Ethopöie ein anderes, der Ochlokratie mehr zusagendes Element in der Tragödie ausgebildet, die *διάνοια*, welche Aristoteles dem *ἦθος* entgegenstellt, und in welcher Bernhardy<sup>65)</sup> mit Recht das Element einer mehr persönlichen Darstellung, ein Element rhetorischer und raisonnirender Art erkennt. Man könnte die beiden Begriffe (*ἦθος* und *διάνοια*) in ihrem Gegensatze viel-

<sup>62)</sup> Gr. Litgsch. II., S. 791.

<sup>63)</sup> Poët. 6, 9.

<sup>64)</sup> Poët. 6, 11.

<sup>65)</sup> Gr. Litgsch. II., S. 689. — Aristot. Poët. 6, 6: *διάνοιαν δέ, ἐν ὅσῳις λέγοντες ἀποδεικνύσασί τι ἢ καὶ ἀποκαίνονται γνώμην*. Vgl. zu dieser Stelle Ritter's Anm. u. Aristot. de anima 3, 10. Metaphys. 5, 1.

leicht durch die beiden deutschen Ausdrücke „Charakter“ und „Denkweise“ bezeichnen, insofern sich der erstere mehr in Handlungen, die letztere in ausgesprochenen Maximen und Sittenregeln offenbart. Bei Sophokles ist dieses Element nur sehr mässig angewandt; bei Euripides gewinnt es schon eine sehr weite und übergreifende Entwicklung; und bei dessen Nachfolgern, theilweise auch schon bei ihm selbst, musste es häufig in massloser Uebertreibung den Mangel einer kunstvollen Ethopöie ersetzen.

Die sophokleische Ethopöie erfüllt alle Forderungen des Aristoteles, ja die Behauptung würde sich leicht beweisen lassen, dass der Philosoph bei der Aufstellung seiner Bestimmungen hauptsächlich den Vollender der griechischen Tragik und seinen Stil vor Augen hatte. Denn Sophokles vor allen Andern versteht es, mit einer unübertrefflichen Feinheit, ohne alle Winke, ohne lästige Andeutungen, aus den Charakteren seiner Hauptpersonen, die meist edel und gross gehalten sind, die ganze Handlung wie die einzelnen Fäden derselben dergestalt herauszuspinnen, dass selbst die schwersten Leiden als eine natürliche, unabweisliche, im Lauf der Ereignisse begründete Folge jener Charaktere erscheinen; ja, wodurch die Katharsis bis zu ihrer höchsten Vollkommenheit gesteigert wird, er weiss es mit unnachahmlicher Kunst, nach einem im Anfang sorgfältig versteckten und erst am Ende immer klarer hervortretenden Plane so einzurichten, dass, obwohl seine Charaktere durchweg gleichmässig gehalten sind<sup>66)</sup>, seine Helden selbst jene Erkenntniss erhalten, wie ihr Fall, ihre Vernichtung ein Sieg, ein Triumph der ewigen Gottesgesetze ist, die sie in einseitigem, vielleicht wohlgemeintem Streben freventlich verletzt haben<sup>67)</sup>.

Ein Punkt ist noch für die Auffassung der sophokleischen Tragik und Katharsis von der grössten Bedeutung: wir meinen die Behandlung des Chors, den der Dichter mit ganz besonderer Vorliebe und bewundernswürdiger Feinheit ausgebildet hat. Man hat den Chor mit einem nicht eben genauen Ausdrucke den idealisirten Zuschauer, den personificirten Gedanken über die dargestellte Handlung genannt<sup>68)</sup>. Auch kann man so allgemein nicht behaupten, dass in ihm, während in den Hauptpersonen das Einzelne untergehe, die Gattung als das Abbild der dauernden Weltgesetze stehen bleibe, in welchem alle Widersprüche vermittelt seien, so, dass sie sich nicht zerstören, sondern durch ihr Gleichgewicht erhalten<sup>69)</sup>. Aristoteles sagt ausdrücklich<sup>70)</sup>: „Und den Chör muss

<sup>66)</sup> Nach Arist. Poët. 15, 4. 6. vgl. Horat. A. P. 119.

<sup>67)</sup> So wenigstens die Katharsis in den beiden Oedipen, in der Antigone, und auch im Aias und theilweise in den Trachinierinnen; in der Elektra und im Philoktet stand der Mythos, der nicht ganz verändert werden konnte, einer so vollkommenen Ausbildung der Katharsis entgegen. Objectiv aber findet sich der Sieg des sittlichen Princips in den Tragödien des Sophokles überall.

<sup>68)</sup> Schlegel, Vorlesungen I., S. 115 u. 113.

<sup>69)</sup> Solger, Nachgelassene Schriften II., S. 524.

<sup>70)</sup> Poët. 18, 7. — Vgl. Bernhardt, Gr. Litgsch. II., S. 797.

man als einen der Schauspieler auffassen, und er muss ein Theil des Ganzen sein und mitspielen, nicht wie bei Euripides, sondern wie bei Sophokles.“ Dieser Ausspruch verlangt auch vom Chor eine individuelle Färbung, welche ihm durch jene allgemeine Bedeutung eines idealisirten Zuschauers oder eines Abbildes der ewigen Weltgesetze gänzlich geraubt werden würde. Um die vollständige Ansicht des Philosophen zu haben, muss man noch eine andere Stelle beachten, in der er sagt: „Der Chor ist ein nicht mithandelnder, theilnehmender Freund; denn er vermag nur Wohlwollen zu gewähren, denen er zur Seite steht“<sup>71)</sup>. In beiden Stellen ist ein Moment der Wahrheit enthalten; nur muss man nicht vergessen, dass in der ersten die Vergleichung des Sophokles mit Euripides den Philosophen veranlasst hat, einen etwas stärkeren Ausdruck, dass nämlich der Chor ein Schauspieler sein müsse, zu gebrauchen, um dadurch das Unterscheidende in der Behandlung des Chors bei beiden Dichtern um desto auffälliger hervorzuheben. Schauspieler im vollen Sinne des Wortes ist der Chor noch in einigen Stücken des Aeschylos, vorzüglich in den Schutzfliehenden; und auch noch in den Eumeniden nimmt er in einer Weise an der Handlung und an ihrer Entwicklung und Entscheidung Antheil, dass man ihm, besonders in seiner Stellung dem Apollon gegenüber, die Bedeutung eines wirklichen Schauspielers nicht versagen kann. Bei Euripides dagegen ist der Chor ein überflüssiger Prunk geworden; seine Gesänge stehen oft in einem so lockeren Zusammenhang mit der Handlung, dass sie ebenso gut in einem beliebigen andern Stücke angebracht sein könnten; ja es hat ganz den Anschein, als wenn dieser späteste der drei grossen Tragiker den Chor häufig nur dazu benutzt habe, den Fortschritt der Handlung durch angenehme musikalische Zwischenspiele (ähnlich den Symphonien in unsern Zwischenakten), wie durch Ruhepunkte, zu unterbrechen, und die straffe Anspannung der Gefühle angenehm zu mildern. Mitten inne zwischen beiden steht Sophokles. Hält man seine Art der Benutzung des Chors gegen die äschyleische, so wird man sagen müssen, sein Chor sei mehr ein ruhiger, wohlwollender, aber in die Handlung nicht mit eingreifender Freund; vergleicht man sie dagegen mit der Weise des Euripides, so wird man mit Recht behaupten dürfen, der sophokleische Chor sei in weit höherem Grade Schauspieler, als der euripideische. Das Verhältniss ist nämlich dies, dass der Chor des Sophokles in einigen Stücken zwar selbst für und gegen die handelnden Partei nimmt und seine Liebe wie seinen Hass selbst durch persönliches Einschreiten zu erkennen giebt, wodurch er sich dem äschyleischen nähert<sup>72)</sup>, niemals aber seine eigenen Interessen verfißt, also auch nie in dem Masse auf die Handlung einwirken kann, wie Elner, um dessen eigenes Wohl und Wehe es sich handelt. Und das, denke ich, ist der Sinn der beiden aristotelischen Stellen, das die Lösung ihres scheinbaren Widerspruchs.

<sup>71)</sup> Probl. 19, 48.

<sup>72)</sup> Man vergleiche nur den Chor im Aias mit dem im Agamemnon.

Durch die Einführung des dritten Schauspielers nämlich, die man wohl jetzt allgemein nicht mehr dem Aeschylos<sup>73)</sup>, sondern dem Sophokles<sup>74)</sup> zuschreibt, wurde eine grössere und künstlichere Verflechtung der Handlung möglich, welche früher nur mangelhaft dadurch erreicht werden konnte, dass der Chor in den Strom der Entwicklung als thätiges, für seine Interessen wirkendes Mitglied hineingezogen wurde. Der Chor als Schauspieler wurde mithin durch jene Aenderung überflüssig; daher denn auch seine Gesänge bei Sophokles nicht mehr den ungeheuren Raum einnehmen, wie so oft in den Schöpfungen des Aeschylos<sup>75)</sup>. Eine grössere, mannichfaltigere Menge, eine wechselvollere Reihenfolge von Situationen, eine energischere Entwicklung durch die Gegensätze der Charaktere wurde nach der Aufnahme dreier Schauspieler ausführbar; die Schürzung des Knotens konnte nun kunstvoller gestaltet, seine Lösung überraschender und elektrischer herbeigeführt werden: aber die Uebersicht über das Ganze wurde natürlich bei so vielfachen und wunderbaren Verwickelungen schwieriger und behinderter; daher es wohl nöthig war, den Geist des Zuschauers unmerklich und versteckt so zu leiten, dass die Katastrophe ihn gerade in dem Masse aufklärte und beruhigte, wie der Dichter es wollte. Beim Schlusse des Drama's musste nichts mehr einem vollkommenen Verständnisse desselben im Wege stehen; alle Verwickelungen mussten klar und anschaulich gelöst vor dem Auge des Zuschauers daliegen. Zu diesem Zwecke kam dem Sophokles der Chor, den er als Schauspieler nicht mehr brauchen konnte, trefflich zu Statten; und er hat ihn demgemäss in dem Sinne angewandt, durch ihn, so praktisch sich auch immer seine Betrachtungen auf einen vorliegenden speciellen Fall beziehen mügen, alle Widersprüche der Charaktere in einer gewissen Schranke zu halten, zu heftige Conflictte wenn nicht zu verhindern, so doch aufzuklären, zu mächtig aufgeregte Empfindungen, die den Zuschauer an der unparteiischen Verfolgung des weitem Fortganges hätten hindern können, auf ein gewisses Mass zurückzuführen, kurz, bei allem Durcheinanderstürmen von Gefühlen doch diejenige Stimmung des Geistes, diejenige Gleichmässigkeit der Empfindung festzuhalten, welche, weit davon entfernt, eine todte, apathische Ruhe zu sein, die Seele geschickt macht, auch noch fernere Eindrücke in ihrer objectiven Geltung in sich aufzunehmen. Insofern kann man den Chor bei Sophokles allerdings das Princip des Gleichgewichtes inmitten aller Widersprüche nennen: nur darf man nicht vergessen, dass dies nur die eine Seite ist. Denn andererseits muss er, wenn er nicht zu einem

<sup>73)</sup> Diesem konnte sie nur durch Missverständniss zugeschrieben werden, weil er in seinen späteren Stücken nach Sophokles' Vorgang auch drei Schauspieler brauchte. — Vgl. Themist. Orat. 15, S. 358 und die Vita Aesch. bei Robort.

<sup>74)</sup> Nach Aristot. Poët. 4, 13. Diog. Laërt. III., 56. Suidas s. v. Σοφοκλῆς.

<sup>75)</sup> ὁ δὲ χορός γ' ἤρειθεν ὀρμαθοῦς ἂν μελῶν ἐφεξῆς τέταρτος ἐννεχῶς. Arist. Frösche 914. 15. Dind. — Doch hatte auch schon Aeschylos τὰ τοῦ χοροῦ ἠλάττωσε (Arist. P. 4, 13), da früher die Tragödie fast nur aus einer langen Reihe von Gesängen mit eingelegten Erzählungen bestand.

bloss zufälligen und überflüssigen Nebendinge werden soll, je nach dem Gegenstande und Inhalt der Tragödie auch eine durchaus individuelle Färbung haben; er muss seine Theilnahme an der Handlung selbst, wie an deren Trägern zu erkennen geben, und diese Theilnahme wird sich häufig sogar bis zur Parteinahme, ja bis zum selbstthätigen Einschreiten steigern können. In solchen Fällen kann der Chor natürlich nicht jene Objectivität behalten, die er durchaus bewahren müsste, wenn er überall und immer nur der personificirte Gedanke über die dargestellte Handlung wäre. Daraus ergibt sich, dass in den Worten des Chors nicht immer die wahre Meinung des Dichters ausgesprochen sein kann; dies ist am allerwenigsten möglich, wenn der Chor in seinen persönlichen Interessen und Gefühlen erregt wird; aber auch selbst in seinen objectiveren Aeusserungen wird er je nach der Rolle, die der Dichter ihm angewiesen, je nach der niederen oder höheren Stellung, die er den handelnden Personen gegenüber einnimmt, bald mehr, bald weniger einseitig und befangen sein. Zuweilen dient er sogar dazu, die Aufmerksamkeit von einer bevorstehenden Katastrophe schnell und entschieden abzulenken, die Vermuthungen geradezu irreführen<sup>76)</sup>. Im Allgemeinen jedoch wird sich wohl die Unterscheidung festhalten lassen, die im Vorhergehenden schon angedeutet ist, dass nämlich der sophokleische Chor, sobald er mit ruhigem Geiste die Handlung beobachtet, uns am klarsten in die Denkweise und die Absicht des Dichters hineinblicken lässt, dagegen keine Aufschlüsse hierüber giebt, wenn er in Folge der heftigeren Entwicklung der Handlung persönlich so stark berührt wird, dass er dadurch, von seinem unabhängigen Standpunkte losgerissen, gleichsam zum Schauspieler wird. Das Erstere ist gewöhnlich mehr in den Gesängen der Fall, die wir mit dem Namen der Stasima bezeichnen; das Letztere in denen, die entweder selbst *κομμοί* sind oder sich doch der Natur dieser Lieder in Haltung und Metrum auffallend nähern. Gewöhnlich: denn Ausnahmen sind auf beiden Seiten nicht selten<sup>77)</sup>.

Wenn die gegebene Erklärung von der aristotelischen Definition der Tragödie, besonders von dem Begriff der Katharsis und deren Darstellung in den Werken des Sophokles die richtige ist, so darf kein Drama dieses Dichters, also auch der König Oedipus nicht, für eine Schicksalstragödie angesehen werden, in welcher der Hauptheld von einem blind waltenden, ungerechten Verhängniss schuldlos vernichtet wird: denn diese Ansicht würde die Zulässigkeit der Katharsis aufheben<sup>78)</sup>. Eben so wenig kann die Hypothese befriedigen, dass der König Oedipus mit dem Oedipus in Kolonos in der engsten

<sup>76)</sup> Man vgl. z. B. Kön. Oed. 1086 ff. Dind.

<sup>77)</sup> Vgl. Böckh in seiner Ausgabe der Antigone zu V. 834. 853 ff. 872 ff. (Dind.) gegen Gruppe, Ariadne S. 215 ff.

<sup>78)</sup> Als eine Schicksalstragödie wird aber der König Oedipus noch von Vielen betrachtet. Vgl. Schirach, Super Oedipo Sophoclis; Schlegel, Vorlesungen I, 179 f.; Gruppe, Ariadne S. 173 f.; Bernhardt, Gr. Litgsch. II., 805 ff. — O. Müller (Gr. Litgsch. II., S. 125 ff.) findet wohl eine Art Katharsis in dem

Verbindung gestanden, und dass die in jenem fehlende Reinigung der Leidenschaften in diesem Statt gefunden habe<sup>79)</sup>. Dies hätte nur dann einen Sinn, wenn unwiderleglich dargethan werden könnte<sup>80)</sup>, dass die beiden Oedipus-Tragödien an Einem Tage hinter einander aufgeführt wurden — eine Annahme, die durch die scharfsinnigen Erörterungen in C. F. Hermann's Quaestiones Oedipodae für immer widerlegt ist. Und selbst wenn jener Nachweis möglich wäre, müsste ein engerer Ideenzusammenhang in diesen Dramen, eine künstlerische Hinüberführung der Handlung des einen in das andere durchaus gelehnet werden. Denn abgesehen davon, dass die Behandlung des Mythos, wie an einer anderen Stelle gezeigt werden soll, in beiden Dramen auf durchaus verschiedenen Grundlagen beruht, so sagt Suidas ausdrücklich, dass jener innere trilogische (oder tetralogische) Zusammenhang, den wir noch bei Aeschylos finden, und durch den je drei (oder vier) Dramen wie die Akte eines heutigen Schauspiels zu Einem Ganzen verbunden waren, von Sophokles aufgegeben wurde, indem er anfang *τοῦ δράματος πρὸς δράμα ἀγωνίζεσθαι, ἀλλὰ μὴ τετραλογία*. Ueber den Sinn dieser Worte kann nach den umfassenden Erörterungen in Welcker's Aeschyleischer Trilogie wohl kein Zweifel mehr sein. Erklärungsversuche solcherlei Art erscheinen nicht glücklicher, als wenn man die Grausamkeit des Schicksals und die furchtbaren Leiden, von denen der scheinbar unschuldige Oedipus heimgesucht wird, durch die Behauptung rechtfertigen will, Sophokles habe durch seine Tragödie die leichtsinnigen und ungläubigen Athener zum Orakelglauben und zur Götterfurcht zurückbringen wollen; nur aus diesem Grunde werde Oedipus, der Verächter der Götter und Orakel, so schrecklichen Qualen preisgegeben<sup>81)</sup>. In diesem Falle hätte erstens Iokaste Hauptperson werden müssen, denn sie ist die eigentliche Repräsentantin des Unglaubens in der Tragödie; zweitens greift jene Auslegung nach äusserlichen, ausserhalb der Kunst und ihrer Absicht liegenden Zwecken, und endlich wäre die aristotelische Katharsis in der Tragödie nicht nachgewiesen.

Es ist nichts als ein altes Vorurtheil, das Sophokles vielleicht selbst gegen seine Absicht durch die Zeichnung des Haupthelden in der besprochenen Tragödie hervorgerufen und genährt hat, wenn man glaubt, dass Oedipus unschuldig oder wenigstens weit mehr leidet, als er verdient. Wie herrlich auch der Charakter des Helden dem Zuschauer oder Leser des Drama's erscheinen mag, der Heiligenschein, der ihn in den Augen der Meisten umgiebt, ist ein täuschendes Licht: es lässt sich streng und genau

---

Stücke, glaubt aber doch die Auflösung der vielfachen Widersprüche in der „tragischen Ironie“ suchen zu müssen, hinsichtlich deren er sich auf eine uns zugängliche Abhandlung von Thirlwall beruft.

<sup>79)</sup> Dieser Ansicht sind Solger (Vorrede zur Uebersetzung S. XXVI.), Thudichum (Uebers. I., S. 360 ff.) u. Fittbogen, De Sophoclis sententiis ethicis (S. 28).

<sup>80)</sup> Den Versuch dazu hat Schöll in seinem Sophokles S. 168 — 175 gemacht.

<sup>81)</sup> Vgl. Jacob, Quaestiones Sophocleae, S. 320 — 334. C. J. Hoffmann, Das Nichtvorhandensein der Schicksalsidee in der alten Kunst. Berl. 1832.



nachweisen, dass sein Leiden mit seinem Thun (*δράσαντι παθεῖν*), seiner Schuld in dem richtigsten Verhältnisse steht<sup>82)</sup>.

Dass wenigstens nach Aristoteles' Ansicht eine vollständige Katharsis in seinem Sinne in dem König Oedipus vorzufinden ist, dafür zeugt unzweifelhaft die vielfach wiederholte, rühmende Erwähnung der Tragödie in der Poetik; ja, man darf behaupten, dass gerade dieses Drama der Vorstellung des Philosophen von der Reinigung der Leidenschaften am vollständigsten entsprochen hat, dass es vielleicht das praktische Vorbild zu seinen theoretischen Bestimmungen gewesen ist. In der Lehre von den Peripetien<sup>83)</sup> wird die Peripetie im König Oedipus als meisterhaft hervorgehoben; ebenso die Selbsterkennung (*ἀναγνώρισις*) des Helden, und zwar einerseits, weil in diesem Stücke Selbsterkennung und Umschwung vom Glück zum Unglück zusammenfalle, und andererseits, weil sie aus den Begebenheiten selbst<sup>84)</sup> hervorgehe, ohne dass äussere Erkennungszeichen oder Verstandesschlüsse dabei nöthig wären. Schon die Behandlung des Mythos muss nach Aristoteles im König Oedipus vollkommen genannt werden; „denn“, sagt er<sup>85)</sup>, „Furcht und Mitleid lässt sich zwar durch das Gesicht erregen; es kann aber auch aus der Verknüpfung der Begebenheiten selbst entspringen, welches letztere vorzüglicher und die Weise des bessern Dichters ist. Denn die Fabel muss so eingerichtet sein, dass sie auch ungesehen den, der den Verlauf ihrer Begebenheiten bloss anhört, zu Mitleid und Furcht über diese Begebenheiten bringt; sowie die Fabel des Oedipus, die man nur anhören darf, um dazu gebracht zu werden“. Bald darauf<sup>86)</sup> wird unsere Tragödie wieder deswegen gelobt, weil einige Erzählungen, die in dem Stücke selbst nicht begründet werden, eigentlich vor demselben liegen, während andere Dichter solche in der Fabel des Drama's nicht begründete Begebenheiten (*ἄλογα*) in die Handlung selbst verflechten. Dazu lässt sich noch ziehen, dass Aristoteles die Oedipus-Fabel als eine zur tragischen Behandlung sehr geeignete bezeichnet<sup>87)</sup>, offenbar mit Rücksicht auf die treffliche Benutzung derselben durch Sophokles, die von ihm besonders auch wegen der Gedrängtheit der dramatischen Darstellung gerühmt wird<sup>88)</sup>.

<sup>82)</sup> Wilbrandt, Ueber den König Oedipus des Sophokles, Rostock 1836, geht in der Opposition gegen die früheren Ansichten viel zu weit; er spricht dem Oedipus allen Edelmuth, jeden trefflichen Charakterzug ab und stellt ihn im Eifer für sein Princip als einen vollkommen gemüthlosen, über sein Wesen durch eigene Schuld und eigenen Leichtsinn verblendeten Verbrecher dar. Diese Uebertreibung führt ihn zu den wunderlichsten Behauptungen. Vgl. S. 15, 16, 18, 19, 20, 22, 25 ff., 34, 42, 51.

<sup>83)</sup> „Peripetie ist der Umschwung der Begebenheiten zum Gegenheil.“ Poët. 11, 1.

<sup>84)</sup> *πασῶν δὲ βέλτιστη ἀναγνώρισις ἢ ἐξ αὐτῶν τῶν πραγμάτων, οἷον ἢ ἐν τῷ Σοφοκλέους Οἰδίπῳ.* Poët. 16, 8.

<sup>85)</sup> Poët. 14, 1. Die deutsche Uebersetzung von Lessing, Hamb. Dram. II. S. 156.

<sup>86)</sup> Poët. 15, 7. Arist. bezieht sich auf Kön. Oed. 715 — 754. Wie man die Worte des Philosophen als Tadel gegen Soph. auffassen kann, verstehe ich nicht.

<sup>87)</sup> Poët. 13, 5 vgl. 13, 3.

<sup>88)</sup> Poët. 26, 5.

Danach muss der Versuch, die Katharsis und zwar die aristotelische, wie sie oben dargestellt worden ist, im König Oedipus nachzuweisen, als gerechtfertigt erscheinen; ob dabei der sophokleischen Tragödie Gewalt angethan werden muss, oder ob es genügt, die in ihr versteckt liegenden Gedanken offen darzulegen, wie sie sich bei einer tiefer eindringenden, aber vorurtheilsfreien Betrachtung von selbst ergeben, mag der Leser selbst entscheiden. — Die Fabel des Stückes ist nach Sophokles folgende<sup>89)</sup>.

Laös, der Labdakide, König von Theben, hatte einst von Phöbos ein Orakel erhalten, nach welchem ihm bestimmt war, von der Hand eines Sohnes, den sein Weib Iokaste ihm gebären würde, zu sterben. Lange Zeit hütete er sich, zur Erfüllung des Spruches Veranlassung zu geben; allmählich aber vergass er die Warnung, und erst als Iokaste wirklich Mutter eines Sohnes geworden war, trat des Gottes unbeachtet gebliebenes Wort wieder vor seine Seele; und um dessen Drohung unschädlich zu machen, liess er den Knaben mit eingeschnürten Füßen im Kithäron-Gebirg aussetzen. Der Diener aber, dem dies traurige Geschäft übertragen war, erbarmte sich des unschuldigen Kindes und gab es einem Hirten, der es seinem kinderlosen Herrn, Polybos, dem Könige von Korinth, brachte. Dieser erzog mit seiner Gattin, Merope, den fremden Knaben wie seinen eigenen; denn ihm selbst hatten die Götter einen Sohn versagt. Aus dem Kinde ward bald ein Jüngling, feurig und rasch, aber auch edelmüthig und hingebend. Lange lebte er in dem glücklichen Wahne, Polybos und Merope seien seine wirklichen Eltern; an einem unseligen Tage stürzte ihn darin ein Bekannter, dem der Rausch die Zunge gelöst hatte. Durch den unbestimmten Vorwurf, er sei ein unechter, untergeschobener Sohn, mehr als billig bewegt, fragte er seine Eltern nach seinem Ursprunge: sie waren erbittert, aber die Verlegenheit, die sich hinter ihrem Zorne verbarg, machte es ihnen unmöglich, den Aufgeregten vollständig zu beruhigen. Heimlich entfernt er sich von Korinth und geht nach Delphi, um den unfehlbaren Gott nach seiner Herkunft zu fragen. Aber Apollon würdigt ihn keiner Antwort; statt deren giebt er ihm die Verheissung, er werde einst seinen Vater erschlagen und mit seiner Mutter, als seiner Gattin, ein fluchwürdiges Geschlecht von Kindern erzeugen. Entsetzt über diese Worte, glaubt Oedipus ewig Korinth meiden zu müssen, denn er ist noch immer von dem Wahne befangen, er sei der Sohn des korinthischen Königspaares. Das einzige Mittel, solchen Greueln zu entgehen, meint er, ist Flucht in ferne Länder, wo er nichts von seinen Eltern, sie von ihm nichts hören. Unstät umherschweifend trifft er nicht weit von des Gottes Sitz nahe an einem Dreiwege einen auf einem Wagen dahereifahrenden, von wenigen Begleitern umgebenen Greis. Die Strasse ist eng; Oedipus weicht nicht gleich aus;

---

<sup>89)</sup> Vgl. H. Blümner, *De Sophoclis Oedipo Rege*, Leipz. 1788, 4, S. 11 ff. Wunder am Anfange seiner Ausgabe des Kön. Oed. Firnhaber, Recension mehrerer Schriften über den König Oed. in den Neuen Jahrb. von Jahn u. Klotz, Bd. 50, Heft 2.

der Wagenlenker drängt ihn mit Gewalt aus dem Wege; er rächt sich durch einen heftigen Schlag. Da trifft ihn auch der Alte (es war sein Vater Laios), der nach Delphi reist, um das Orakel zu befragen, ergrimmt mit dem Doppelstachel<sup>90)</sup>; und in der Hitze des Zornes erschlägt Oedipus nicht bloss den, der ihn angegriffen, seinen Vater, sondern auch alle seine Begleiter ausser Einem, der nach Theben entflieht. Hier ward, wie es scheint, wohl eine Untersuchung über das plötzliche Verschwinden des Königs angestellt, aber nicht mit dem nöthigen Eifer fortgeführt, da bald ein grosses Unglück über die Stadt kam, das die Gedanken aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurückrief<sup>91)</sup>. Die Sphinx ängstigt mit ihrem unentwirrbaren Räthsel die Stadt; Jeden, der es nicht zu lösen vermag, stürzt sie von ihrem Felsen. Oedipus, der zufällig, ohne alle Absicht auf seiner Irrfahrt nach Theben kommt, rettet das Land, indem er den dunkeln Sinn der Worte auffindet; und als Dank für die Wohlthat erhält er Thebens Thron und die Hand der Königin, seiner Mutter. Aus ihrem Schoss erblühen ihm herrliche Kinder; seine Regierung ist weise und gerecht und bereits durch eine lange Reihe glücklicher Jahre gesegnet: als plötzlich eine Seuche entsteht, welche nicht bloss die Menschen, sondern auch die Thiere und die Früchte des Feldes ergreift, und das ganze herrliche, fruchtbare Land in eine Wüstenei zu verwandeln droht<sup>92)</sup>. Nach den Begriffen jener Zeit musste dies Elend ein Zeichen göttlichen Zornes sein: das Volk, von Priestern geführt, versammelt sich vor dem Fürstenpalaste, um Hülfe zu erfehen; Oedipus selbst hat bereits seinen Schwager Kreon, Iokaste's Bruder, nach Delphi entsandt, um die Ursache der Unzufriedenheit der Götter zu erforschen. Es kommt die Antwort zurück: das noch ungesühnte Blut des Laios schreit um Rache, und Theben kann nicht eher Ruhe erhalten, als bis man des frühern Königs Mörder bestraft hat. Die treffliche Regierung des Oedipus hatte über diese Begebenheit längst den Schleier der Vergessenheit gezogen; durch die falsche Aussage des einen entflohenen Mannes, der König und sein Gefolge seien von einer ganzen Räuberbande überfallen und erschlagen worden, war man von der richtigen Spur abgelenket, und die Entfernung dieses Mannes, der den Oedipus dem Hirten des Polybos übergeben und nun wahrscheinlich in dem neuen Herrscher von Theben jenen ausgesetzten Knaben wieder erkannte<sup>93)</sup>, hatte die Berichtigung der unwahren Nachricht unmöglich gemacht. Jetzt nimmt Oedipus die Sache mit Eifer von Neuem auf: er verflucht öffentlich den Mörder des Laios, und befiehlt ihm, falls er noch im Lande sei, schnell zu entfliehen; die Bürger fordert er unter furchtbaren Drohungen auf, das, was sie von der That oder dem Thäter wissen, nicht zu verheimlichen. Auch hat er bereits

<sup>90)</sup> διπλοῖς κέντροισι. Kön. Oed. 809. Vgl. darüber die Ausleger.

<sup>91)</sup> So kann man sehr einfach die Verse 566. 7. u. 130. 1. mit einander vereinen.

<sup>92)</sup> Die bisher erzählten Ereignisse sind ἔξω τοῦ δράματος: mit der Pest beginnt die Tragödie.

<sup>93)</sup> Ein wahrscheinlicher Schluss aus V. 758 ff.

auf Kreon's Rath<sup>94)</sup> nach dem alten, blinden Seher Teiresias geschickt, ob er vielleicht von ihm ausführlichere Kunde über jenes dunkle Ereigniss erhalten könnte. Der Greis naht, aber sobald er vernommen, weshalb er gerufen, verstummt er; er will das, was er weiss, nicht aussprechen, sondern ungesäumt von dannen ziehn. Der leidenschaftliche König schöpft den Argwohn, der Seher könne vielleicht bei der That betheilig gewesen sein; er drängt dadurch unbewusst zur Enthüllung seines eigenen, furchtbaren Schicksals. Denn durch wiederholte und unbegründete Vorwürfe gereizt, löst der Seher endlich die Bande seiner Zunge; er giebt dem Fürsten deutlich die Ermordung des Laïos schuld; ja er deutet sogar, obwohl noch etwas versteckter, die anderen Greuel an, denen Oedipus bereits ohne sein Wissen verfallen ist. Aber in seiner Aufregung versteht der König nichts von dem, was der Greis ihm verkündigt; zwar beunruhigen ihn des Sehers drohende Worte; aber in seiner Heftigkeit hat er die Fähigkeit des klaren Nachdenkens verloren, die Fähigkeit, jene Worte zu deuten; und er giebt deshalb dem Seher eine böswillige Absicht schuld, die ihn veranlasse, selbst das Schrecklichste lügenhaft auf seines Fürsten Haupt zu häufen. Ein früher schon gefasster Argwohn bemeistert sich nun ganz seiner Seele: Kreon strebt nach Thebens Krone, und Teiresias ist sein Werkzeug. Sobald er diesem Verdacht Worte geliehen, kann sich auch der Seher nicht mehr halten: rücksichtslos, obwohl noch immer mit einer gewissen Scheu, enthüllt er das vergangene wie das zukünftige Leben des Königs<sup>95)</sup>. Bald nach seinem Abgange erscheint Kreon, der von des Oedipus ungerechtem Argwohn gehört hat: ruhig und besonnen sucht er den König von seiner Unschuld zu überzeugen. Aber jener ist so aufgereggt und durch seine überwallende Leidenschaftlichkeit so verblindet, dass er nichts mehr wissen will; ja er fasst eben den Entschluss, seinen Schwager dem Tode zu übergeben, als noch zur rechten Zeit die Königin aus dem Palaste tritt und die beiden heftig streitenden Männer (denn auch der ruhige Kreon ist nun durch die Vorwürfe und Drohungen des Oedipus mächtig erregt) einigermaßen beruhigt. Auf die Fürbitte seiner Gemahlin und des Chors gewinnt es Oedipus, obwohl mit Widerstreben, über sich, sein eben ausgesprochenes Urtheil wieder zurückzunehmen; Kreon darf sich unversehrt entfernen. Iokaste, bisher unbekannt mit dem Grunde des Streites, erfährt nunmehr von ihrem Gatten, wie Teiresias sich, wahrscheinlich auf Kreon's Anstiften, unterfangen, ihn, den König selbst, als Mörder des Laïos anzuklagen. Um ihn zu beruhigen und gegen alle Sehersprüche gleichgültig zu machen, theilt ihm Iokaste mit, wie ein Orakel über Laïos, dass er nämlich von seines Sohnes Hand sterben sollte, sich nicht erfüllt habe, da dieser Sohn bald

<sup>94)</sup> V. 555 f.

<sup>95)</sup> Ich glaube jedoch, dass Oedipus schon nach Vers 446 die Bühne verlässt und erst nach V. 531 wiederkehrt; dann würde er die letzten Worte des Teiresias (V. 447 ff.) nicht mehr angehört haben. Hätte er sie noch vernommen, er hätte gewiss etwas geantwortet. Der blinde Seher freilich glaubt ihn noch anwesend.

nach seiner Geburt durch Aussetzung umgekommen, Laïos aber von Räubern auf einem Dreiwege ermordet sei. Gerade das aber, wodurch sie des Gatten Bedenklichkeiten beseitigen will, stürzt diesen in eine furchtbare Unruhe: die Erwähnung eines Dreiweges weckt alte, längst entschlafene Erinnerungen in seiner Seele: er selbst hat auf einem Dreiwege einen Mord verübt. Und als sich nun ergibt, dass dieser Dreiweg derselbe ist mit dem, wo Laïos erschlagen ward; als auch die Zeit beider Ereignisse ziemlich übereinstimmend befunden wird: da überfällt ihn eine furchtbare Angst, dass er selbst wohl der Mann sein könne, den Apollon's Orakel gemeint, den er selbst so eben verflucht; dass der Gemordete auch sein Vater sein könne, davon hat er noch keine Ahnung. Vergeblich suchen Iokaste und der Chor den Aufgeregten zu besänftigen: er muss den Einzigen, der bei der Ermordung des Laïos entflohen ist, sprechen, um Gewissheit zu erlangen; seine Unruhe steigt zu einem solchen Grade, dass seine Gattin, sonst ungläubig und zweifel-süchtig, dem Apollon ein Opfer bringt und ihn um Abwehr aller Gefahr bittet. Plötzlich kommt eine Nachricht, welche scheinbar den ruhigen Fortschritt der Entwicklung unterbricht und alles bisher Geschehene und Gefürchtete in Vergessenheit bringt. Ein Bote aus Korinth naht, zu melden, dass Polybos gestorben und Thebens Fürst zu seinem Nachfolger erwählt ist. Oedipus ist tief betrübt über die Nachricht, obwohl es ihn freuen muss, dass jenes Orakel, das ihm die Ermordung seines eigenen Vaters androhet, nicht in Erfüllung gegangen ist. Der plötzliche Umschwung, den diese Kunde in seinen Gedanken hervorbringt, nimmt ihm, wie der Iokaste und dem Chor, die Erinnerung an die Untersuchung gegen des Laïos Mörder, die Erinnerung an die eben gefasste furchtbare Ahnung. Nur Eine Furcht bleibt noch haften: Oedipus kann noch immer den andern Theil des ihm in Delphi gewordenen Orakels erfüllen; er kann noch immer das Bett seiner Mutter beflecken. Auch von diesem Bangen befreit ihn der korinthische Bote, wie er meint, zu seinem Heil: es ergibt sich, dass Oedipus nicht der Sohn des Polybos und der Merope ist, dass er ihnen bloss seine Erziehung verdankt; denn der Bote selbst hat den Knaben von einem Hirten auf dem Kithäron empfangen und nach Korinth gebracht. Jene im Rausche ausgestossene Warnung eines Freundes ist also wahr gewesen: Oedipus hat bis jetzt sein Geschlecht nicht gekannt, er kennt es noch nicht; seine Flucht aus Korinth war unnütz; die Drohungen des Gottes können sich noch furchtbar erfüllen. Gewissheit über seine Abstammung ist ihm nun die Hauptsache; dass er des Laïos Sohn ist, ahnt er noch immer nicht, ja er missversteht sogar die Warnungen der Iokaste, welche jetzt nach der Erzählung des Boten den ganzen Zusammenhang überschaut und voll Grauen entflieht. Der alte Diener des Labdakidenhauses, der des Laïos Knaben aussetzen sollte, aber rettete, der bei des früheren Königs Ermordung zugegen gewesen und nach der Thronbesteigung des Oedipus aus der Stadt entwichen war, dieser allein kann jetzt Aufklärung gewähren. Er wird herbeigeführt und alle Zweifel lösen sich. Die wahre Geburt des Oedipus kommt an's Licht. Damit sind alle andern Fragen abge-

than, auch die Frage nach dem Mörder des Laïos<sup>96)</sup>: der Fürst selbst, des Laïos Sohn ist es: er ist der, den er selbst verflucht; er der, an dem des Gottes Orakel buchstäblich in Erfüllung gegangen sind; der Königs-, der Vatermörder hat an sich selbst die Strafe zu vollziehen, die ihm gebührt; Iokaste hat es ihrerseits bereits gethan. Oedipus blendet sich und will, um Theben von dem Fluche der Götter zu befreien, das Land verlassen; aber Kreon hält ihn zurück, bis der Gott, dessen Aussprüche sich nunmehr bewährt, sein Loos durch seinen Rath entschieden hat.

Wir haben den Verlauf der Handlung in unserer Tragödie so einfach als möglich gegeben, ohne alle Rücksicht auf die Ethopöie, d. h. ohne alle Rücksicht auf die in den Charakteren der Personen liegenden Motive zu den Begebenheiten; und es ist wahr, der Mythos in dieser Gestalt, ohne weitere Begründung der Ereignisse, aus denen er zusammengesetzt ist, könnte leicht zu der Ansicht führen, der König Oedipus sei eine Schicksalstragödie, in welcher das Verhängniss mit einer sonderbaren Schadenfreude einen edlen Mann ohne seine Schuld dem grössten Jammer preisgibt. Denn was scheint ungerechter, als dass ein so trefflicher Fürst ohne Wissen und Willen, ja gegen seine Absicht und gegen sein Streben, das gerade dahin geht, allen Anlass zu den ihm verkündeten Unthaten zu vermeiden, in Sünden gestürzt wird, die man fast nur dem Schicksal schuldgeben zu müssen glaubt. Des Gottes Orakel haben ihm die Greuel alle prophezeit, in die er sich am Ende wirklich verstrickt sieht: ist aber wirklich Loxias seines Vaters Zeus untrüglicher Prophet<sup>97)</sup>, so müssen jene Sprüche in Erfüllung gehen, und Oedipus ist das blinde, unschuldige Werkzeug, das die Götter zur Bethätigung ihrer Wahrhaftigkeit mit willkürlicher, schadenfroher Grausamkeit zu Grunde richten. Ist das nicht empörend? ist es nicht scheusslich<sup>98)</sup>? Wenn Oedipus den Orakeln zu entgehen sucht, so handelt er schon gegen die Unsterblichen, indem er ihre Aussprüche Lügen strafen will; und ergiebt er sich ihnen, so muss er sich zu den unnatürlichsten Verbrechen entschliessen, die wieder der Götter Strafe auf sein unglückseliges Haupt herniederbeschwören. In beiden Fällen wird er gottlos, wird er ein Frevler; aber fällt die Schuld in diesem Falle nicht ganz auf die Götter? Die Scheusslichkeit einer solchen Fabel wird nicht gemildert, wenn man sagt, sie sei von Sophokles mit Absicht so componirt; die Kunst kann sich damit nicht zufrieden geben, dass der Dichter durch eine solche Tragödie die Athener schrecken und zum alten Götter- und Orakelglauben zurückführen wollte: denn eine solche Tragödie konnte allerdings mit Furcht vor den Göttern, sie musste mit Abscheu und Grauen vor ihnen erfüllen; sie wäre also unsittlich gewe-

<sup>96)</sup> Vgl. den Scholiasten zu V. 1177.

<sup>97)</sup> Vgl. Aesch. Eumenid. 19.

<sup>98)</sup> *μικτόν*. Vgl. Aristot. Poët. 13, 2.

sen, ja mehr, eine wahre Gotteslästerung<sup>99)</sup>. Eine solche Tragödie kann der milde und besonnene Sophokles nicht gedichtet haben.

Nach den schon früher angeführten Worten des Aristoteles<sup>100)</sup> ist zum Helden der Tragödie ein Mann erforderlich, der weder durch Tugend und Gerechtigkeit sich zu sehr auszeichnet, noch seiner Schlechtigkeit und Nichtswürdigkeit wegen in's Unglück geräth, sondern vielmehr eines Fehlers wegen, ein Mann (setzt der Philosoph hinzu), „aus dem Kreise derer, die in grossem Ruhm und Glücke leben, wie Oedipus und Thyestes“ u. s. w. Es ist klar, dass der Zusatz „wie Oedipus und Thyestes“ sich nicht bloss auf die letzten Worte des Satzes bezieht, „die in grossem Ruhm und Glücke leben“; denn solche Männer, die durch Ruhm und Glück sich auszeichneten, und weit mehr auszeichneten, als die beiden genannten, gab es in den bekanntesten Mythen sehr viele; sondern Aristoteles will offenbar sagen, dass Oedipus und Thyestes seiner ganzen Ansicht von dem Helden einer Tragödie vollkommen entsprechen, was noch deutlicher wird, wenn man die auf die eben angezogene Stelle folgenden Worte vergleicht. Da aber der alte Meister sich in dieser Anführung des Oedipus ohne Zweifel auf die allbekannte, von ihm so oft gerühmte sophokleische Tragödie „König Oedipus“ bezieht<sup>101)</sup>, so erhellt, dass nach seinem Urtheil der Charakter des sophokleischen Oedipus seinen Forderungen genau entsprechen muss.

Oedipus muss also vor allen Dingen kein schlechter und verworfener Bösewicht, sondern ein edler, erhabener, den Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes nach gleich schätzenswerther Mann sein. Und fürwahr, wie könnte man den Totaleindruck der Tragödie so sehr missverstehn, um ihn nicht als einen solchen anzuerkennen! Haben doch die meisten Erklärer gerade diese Seite seines Charakters so sehr hervorgehoben, dass sie die andere Seite, seine Schuld, nicht erkannten oder nicht anerkannten: Oedipus ist ein weiser, durchaus liebevoller und für die Seinigen, nicht bloss für die ihm Näherstehenden, sondern für das ganze thebäische Volk, dessen Regierung ihm durch eine merkwürdige Götterfügung zu Theil geworden ist, im weitesten Sinne sorgsamer und väterlicher König. Wie liebenswürdig zeigt sich nicht seine vorsorgliche Thätigkeit, sein eifriges Mitgefühl für die Leiden der Stadt und des Volkes gleich in den ersten Versen des Drama's! In der furchtbaren Noth, die über Theben hereingebrochen ist, will er persönlich von seinem Volke die Klagen vernehmen über die Leiden, die er doch schon kennt; er tritt aus dem Innern seines Palastes heraus, um das Elend zu sehen und zu hören; nicht Boten sollen die Vermittler sein zwischen ihm und seinem Volke; der König mischt sich mitten unter seine Unterthanen und lässt sich von ihnen, wie der

<sup>99)</sup> Dies gegen C. J. Hoffmann. Vgl. Anm. 81.

<sup>100)</sup> Poët. 13, 3.

<sup>101)</sup> Man vgl. Hermann zu Arist. Poët. S. 147.

Vater von seinen Kindern<sup>102)</sup>, in patriarchalischer Weise ausführlich erzählen, was sie quält, was sie ängstigt. Ihr Flehen, obwohl er Inhalt und Ursache lange kennt, unterbricht er nicht; es erweckt sein Mitleid, seine ganze väterliche Besorgniß<sup>103)</sup>; Keiner aus der ganzen Menge, so sehr er auch von häuslichem Jammer betroffen sein mag, leidet so, wie er. Denn seine Brust ist nicht um einen einzelnen Menschen, nein, um die ganze Stadt, um einen Jeden seines Volkes des Jammers voll<sup>104)</sup>. Darum weckt ihn der Ruf der Bürger nicht aus dem Schlummer: das Unglück des Landes hat ihm keine Ruhe gelassen; der Schlaf ist auf seine sorgenschweren Augen nicht herabgesunken, seinen Gram zu lindern; nur die Thränen haben sie heimgesucht, die Kummerthränen über sein Unvermögen, der allgemeinen Noth zu steuern. In der Sorge Labyrinth ist er schon viele Wege gegangen; aber ohne Rettung zu finden. Das einzige Mittel, das vielleicht zum Zwecke führt, ist bereits angewandt worden, bevor das Flehen seines Volkes an sein Ohr schlug<sup>105)</sup>. Auf dem Gott allein beruht seine Hoffnung, auf dem Gotte, vor dessen Blick Alles im klaren Lichte liegt; seine Befehle sind zu erfüllen, und der König ist ganz dazu bereit. Da sein ganzes Streben nur seinem Volke gewidmet ist, so will er, sobald Kreon mit Apollon's Antwort zurückgekehrt ist, nicht zugeben, dass dieser ihm im Palaste seine Kunde mittheile; da die Angelegenheit die ganze Stadt betrifft, so soll die ganze Stadt auch wissen, was zur Abhülfe der Noth geschehen muss. Selbst was ihm unangenehm sein könnte, will er vor seinen Mitbürgern nicht verbergen, und aus gemeinsamer Berathung und Sorge soll endlich das erwünschte Resultat hervorgehen<sup>106)</sup>.

Nun ist es aber ganz natürlich, dass durch mächtige Aufregungen in seinem Innern, durch Hinweisung auf die dunkeln Stellen seines Lebens, die er bis zu der Zeit aufzuhellen sich vergebens bemüht hatte, durch Erweckung von Erinnerungen und Gedanken, die zu seinem äusserlich glanz- und ruhmvollen, von dem Bewusstsein einer guten Absicht und eines hohen Zweckes geadelten Leben einen finstern und nächtigen Hintergrund bildeten — dass er durch solche Erregungen mehr in sich gewiesen, dass dadurch in ihm die Sorge für das Wohl des Staates zurückgedrängt werden musste. Sobald daher Teiresias mit seinen furchtbaren Worten das Schreckbild des Mordes in seine Seele gerufen, sobald von Neuem der Zweifel über seine Herkunft in ihm aufgestört ist, sehen wir ihn ganz ergriffen von diesem Grausen, ganz hingerissen von den

<sup>102)</sup> Daher die Anrede *τέτρα*. V. 6.

<sup>103)</sup> V. 12. 13. Vgl. Schol. zu V. 1. 287. 312.

<sup>104)</sup> V. 61 ff. u. den Schol. zu V. 58.

<sup>105)</sup> V. 65. ff.

<sup>106)</sup> V. 93 f. Aus der Anm. des Scholiasten zu dieser Stelle wird eine Bekanntschaft desselben mit der aristotelischen Lehre von der Katharsis wahrscheinlich.



Gefühlen, die nach solchen Mahnungen seinen Geist mit unwiderstehlicher Gewalt aus der gewohnten Bahn drängen mussten. Er hatte, wie er meinte, mit so grosser Gewissenhaftigkeit die Nähe seiner Eltern vermieden, mit so grosser Aengstlichkeit sich bemüht, die Erfüllung der Orakelsprüche zu umgehen, dass er im höchsten Grade aufgeregt und empört werden musste durch Vorwürfe, die er scheinbar so wenig verdiente. Als nun auch noch der unglückselige Argwohn gegen Teiresias und Kreon, jene voreilige Vermuthung, dass sich beide zu seinem Sturze verschworen, die scharfe Schkraft seines Geistes verfinsterte; als später die Gewissheit, dass er der Mörder des Laïos sei, immer deutlicher hervortrat; als endlich das Geheimniss seiner Geburt ihn wieder verwirrte und der Drang nach der Wahrheit in dieser Sache alle seine Gedanken gefangen nahm: da trat ihm freilich der Staat und sein Wohl wieder mehr in den Hintergrund; da vergass er, weshalb er zuerst jene Forschungen begonnen, über der Wichtigkeit, welche die aus ihnen hervorgegangenen Resultate für sein eigenes Schicksal hatten. Aber das ist nichts, was seinen wahrhaft grossen und edlen Charakter zweifelhaft machen könnte: denn bei einer solchen Erschütterung, bei so empfindlicher Berührung seiner innersten Interessen, bei so seltsamer Wiedererweckung so schwerer, mühevoll in die tiefsten Falten des Herzens zurückgedrängter Fragen musste sein eigenes Schicksal ihm ohne Zweifel das Nächste werden. So sehr daher im weitem Verlaufe des Drama's seine Sorge für den Staat vor eigenem Kummer zurücktritt: der Dichter hat genug gethan, um ihn als einen durchaus väterlich gesinnten, das Wohl seines Volkes ernstlich fördernden König zu schildern.

Und wie liebevoll, wie theilnehmend und freundlich ist er gegen die, welche ihm näher stehen! Das Verhältniss zu seinen Eltern ist ihm zwar durch jenen furchtbaren Gütterspruch verleidet und verbittert; er vermeidet daher so viel als möglich die Erinnerung an sie und spricht sich immer nur kurz und mit einer gewissen Scheu über sie aus. Dennoch können wir auch hier aus einigen kleinen, aber weise eingewebten Zügen seine Gesinnung erkennen. Zuerst zeugt schon seine ängstliche und besorgte Flucht vor denen, welchen er seinen Ursprung zu verdanken glaubt, so unüberlegt sie sein mag, für seine kindliche Gesinnung. Um seinen Eltern nicht wehe zu thun, verlässt er Korinth heimlich und ohne Jemand etwas davon zu sagen: er denkt wiederzukehren, sobald er von dem Gotte eine deutliche Auskunft über seine Geburt erhalten habe. Aber als ihm statt deren jene unglückverheissenden Prophezeiungen gegeben werden, da meint er sein Jugendland für immer verlassen zu müssen: er erstickt die Liebe zur Heimath in seinem Busen, damit er jenen Unthaten entgehe. Er hat lange nichts von seinen Eltern gehört; und die Sorgen der Regierung, der Segen, den er verbreitet hat, haben seine Angst eingeschläfert, aber nicht ausgerottet: da kommt ihm die Nachricht von Polybos' Tode. War es nicht natürlich, dass er sich freute, dass das eine Verbrechen unmöglich geworden war? Musste nicht sein Geist freier und leichter auf

athmen, als er hörte, dass „der Arme“<sup>107)</sup> ohne sein Zuthun an einer aus Alterschwäche entstandenen Krankheit in's Grab gesunken war? Wie er aber noch immer das Andenken seines vermeintlichen Vaters Polybos ehrt, mit welcher Liebe er nun, da er todt ist, des Mannes gedenkt, dessen er sich früher immer nur mit Schrecken und Grauen hatte erinnern können: das zeigt seine Auslegung des Orakels, sein Vater sei vielleicht aus Sehnsucht nach ihm gestorben; dann allerdings, meint er, könne man immer noch sagen, er habe ihn getödtet<sup>108)</sup>. Diese Worte, wie jenes bedauernde Beiwort „der Arme“, zeugen recht für die kindliche Anhänglichkeit, die trotz der Drohungen des Orakels in seiner Seele geblieben war; denn ein Sohn, der glauben kann, sein Vater könne aus Sehnsucht nach ihm sterben, der muss auch selbst mit Sehnsucht und Liebe an seinen Eltern hängen.

Vor dem Gedanken an Merope, seine vermeintliche Mutter, muss Oedipus noch mehr zurückbeben. Denn mit ihr soll er ja nach dem Spruch des Orakels das unnatürlichste, verabscheuungswürdigste Verbrechen begehen, das des Menschen Gedanke fassen kann. Dennoch bricht seine herzliche, wahrhaft kindliche Liebe zu ihr durch das Grauen an einer Stelle herrlich und siegreich hindurch. Er erzählt mit Schmerz, weshalb und wie lange er Korinth gemieden habe. Zwar war ich, sagt er, auch hier in Theben glücklich und gesegnet, „doch ist der Eltern Antlitz anzuschau'n die höchste Lust“<sup>109)</sup>.

Eigenthümlich ist sein Verhältniss zu seiner Gattin Iokaste, in der er erst spät seine Mutter erkennt. Sie ist viel älter als er, und früher eines Andern Gattin gewesen: seine Neigung zu ihr kann also nicht die Liebe und Gluth für ein junges, schönes Weib sein, sondern nur eine hochachtungsvolle Verehrung für die Frau, die schon vor ihm den Königsthron Thebens mit einem Andern getheilt hat, und der er weniger durch freie Wahl, als durch die Lockungen der Fürstenmacht verbunden ist. Es ist in Wahrheit mehr, was ihn von ihr trennt, als, was ihn zu ihr zieht. Mit einer fast ängstlichen Scheu behandelt er sie, gleich als wenn ihm die Stimme der Natur in seinem Busen bei ihrem Anblick etwas sagte, dessen Sinn er nicht zu errathen vermag. Er ist offenbar nicht in allen Dingen mit ihr einverstanden<sup>110)</sup>; ihre gänzliche Verachtung der Orakel und der

<sup>107)</sup> ὁ τλήμων. V. 962.

<sup>108)</sup> V. 969. 970. Wie Wilbrandt diese Worte für Hohn hat halten können (a. a. O. S. 42), begreife ich nicht.

<sup>109)</sup> V. 999. — Wilbrandt hat, so viel ich mich erinnere, nicht einmal versucht, diesen Vers mit seiner Ansicht vom Charakter des Oedipus in Einklang zu bringen.

<sup>110)</sup> Das καλῶς νομίζεις V. 859 kann ich durchaus nicht für ein Zeichen der Beistimmung halten, da Oed. auf seiner Meinung beharrt und die Ansicht der Iokaste nicht annimmt; es ist nur eine höfliche Ablehnungsformel in der Unterredung über einen Gegenstand, über den sie sich, wie er meint, doch nicht verständigen können.

Götter mag er nicht durchaus billigen, obwohl die Umstände ihm eine der ihrigen ähnliche Ueberzeugung aufdrängen; er hält sie für stolz und glaubt, sie könnte durch die Entdeckung seiner niedrigen Herkunft verletzt und beschämt werden<sup>111)</sup>. Und doch, wie schön und edel hat Oedipus dies Verhältniss zu gestalten gewusst, das ihm in mehr als einer Beziehung peinlich und lästig sein musste! „All' ihre Wünsche werden gern von mir erfüllt“, sagt er selbst<sup>112)</sup> und legt damit sein auch sonst öfter hervortretendes Bestreben, ihrem Willen wo möglich überall nachzugeben, hinlänglich dar. Die Achtung vor ihr verbietet ihm, ihr geradezu zu widersprechen; und aus seinem ganzen Benehmen, nicht bloss aus seinen Worten, geht unzweifelhaft hervor, dass er sie vor allen Andern verehrt<sup>113)</sup>, dass er sich stets bemüht, ihr das Unnatürliche und Unpassende ihres Verhältnisses weniger fühlbar zu machen. Sie erwählt er vor Allen zu seiner Vertrauten; ihr theilt er die geheimnissvollsten Ereignisse seines Lebens ohne Rückhalt mit<sup>114)</sup>; ihr, die ihm auf der Welt am nächsten steht und von ihm am meisten geliebt wird<sup>115)</sup>, folgt er gern in schwierigen Fragen des Lebens.

Dieselbe Freundschaft, denselben Edelmut<sup>116)</sup> zeigt er gegen seinen Schwager Kreon, ehe er gegen ihn den ungerechten und unbegründeten Verdacht fasst, er strebe nach der Herrschaft. Kreon erkennt es selbst an, und zwar in der heftigsten Aufwallung über jene unwahre Beschuldigung, dass er dem Oedipus nach der Iokaste stets am nächsten gestanden habe, dass er in ihrem Bunde der Dritte gewesen sei<sup>117)</sup>. Ja, er bezeugt es, die Herrschaft des Oedipus sei für ihn so wenig ein Gegenstand des Neides und der Unzufriedenheit, dass er vielmehr deren Fortdauer für immer wünsche: „denn jetzt“, sagt er, „erhalt' ich Alles ohne Furcht von dir. Wär' ich der Herrscher, thät' ich Manches nur aus Zwang“<sup>118)</sup>. Und wie herrlich ist die Schilderung, die derselbe Mann von dem gemüthlichen und einträchtigen Zusammenleben der Königsfamilie entwirft:

„Jetzt grüsst mich Jeder; Jeder reicht mir jetzt die Hand;  
Jetzt schmeicheln Alle, welche dein bedürfen, mir,  
Weil aller Wünsche Förderung auf mir beruht“<sup>119)</sup>.

<sup>111)</sup> V. 1078: *αὐτὴ δ' ἴσως (αἰσθάνεται γὰρ ὡς γυνὴ μέγα) τὴν δυσγένευσιν τὴν ἐμὴν αἰσχύνεται.*

<sup>112)</sup> V. 580.

<sup>113)</sup> V. 700.

<sup>114)</sup> V. 772 ff.

<sup>115)</sup> V. 950.

<sup>116)</sup> τὸ γενναῖον (Oed. Kol. V. 8) ist in Wahrheit einer der schönsten Charakterzüge des Oedipus.

<sup>117)</sup> V. 581.

<sup>118)</sup> V. 590. 1.

<sup>119)</sup> Vgl. V. 596 ff. Auch diese Verse hat Wilbrandt aus leicht ersichtlichen Gründen gar nicht berührt, weil sie zu der Darstellung, die er von dem Charakter des Oedipus giebt, wenig passen.

Wodurch kann der Edelmuth des Oedipus in ein helleres und schöneres Licht gestellt werden, als durch dieses begeisterte Lob eines Mannes, der voll gerechten Zornes gegen ihn vor seine Augen tritt, eines Mannes, der durch seinen Verdacht in seiner Ehre, seinen heiligsten Rechten gekränkt ist? Wahrlich, wenn Kreon, um der Wahrheit die Ehre zu lassen, so herrlich den König preisen muss, dem er die Herrschaft über Theben abzutreten gezwungen war, dann muss dieser ein wahrhaft grosser und erhabener Mann gewesen sein. Wie zart und schonend hat er nach der eben angeführten Schilderung seinen Schwager vor dem Aufkeimen jenes unglückseligen Verdachtes behandelt; wie sorgfältig, wie weise hat er in ihm allen Neid, alle Scheelsucht zu unterdrücken gewusst; wie herzlich und freundschaftlich hat er ein Verhältniss umzubilden verstanden, das im Grunde recht geeignet war, Zwietracht und Unfrieden zu stiften! So handelt nur ein edler Mann: ein Verbrecher hätte seinen Nebenbuhler in der Regierung von vorn herein aus dem Wege zu räumen gesucht; er hätte seinen Verdacht nimmermehr so offen und männlich ausgesprochen; er hätte nicht den Muth gehabt, den Mann, den er beleidigt, zum Beschützer seiner Kinder zu machen, ihm die Vaterrechte über sein Liebstes, seine Töchter, zu übertragen<sup>120)</sup>.

Und endlich, wie herrlich und erwärmend spricht sich seine Liebe zu den Kindern aus, die ihm in unseliger Ehe aus seiner eigenen Mutter Schoss erblüht sind<sup>121)</sup>. Iokaste hat mit eigener Hand ihr Leben geendet; Oedipus hat sich zur Strafe für die vielfachen von ihm unbewusst begangenen Frevel die Augen ausgestochen und will Theben verlassen; nichts in der Welt kann ihn mehr erfreuen; er wünscht in's Meer geworfen zu werden, damit das Andenken seiner Thaten von der Erde verschwinde: da ergreift ihn noch einmal gewaltig die Sehnsucht nach seinen Kindern, die Sorge um ihre Zukunft. „Die Knaben zwar“, sagt er zu Kreon, „werden sich schon selbst forthelfen: Männer sind sie, welche nie die Noth des Lebens, wo sie auch verweilen, drückt. Jedoch die armen Mädchen, noch so schwach und zart, für welche niemals fern von mir des Mahles Tisch einsam gedeckt stand, sondern Alles, was ich selbst berühren mochte, theilten Jene stets mit mir — sie nimm in Obhut“<sup>122)</sup>. Er will sie noch einmal umarmen und bittet Kreon, sie ihm zu bringen. Als er sie in seinen Armen hat, bricht sein Vatergefühl in vollen Strömen los; mit erschütternden Klagen weint er um ihr trauriges Loos, das sie jetzt noch nicht verstehen, das sie aber später unsäglich unglücklich machen wird:

„Bei welchen Freuden werdet ihr den Bürgern nah'n,  
Bei welchem Festspiel, ohne dass ihr mattgeweint  
Nach Hause kehret, statt des Schauens euch zu freu'n?“

<sup>120)</sup> Vgl. V. 1419 ff. 1432 ff. 1469. 1478 f. 1503 ff. 1510.

<sup>121)</sup> μετρός κοινῆς ἀπέβλεστον ὄδινοσ. Oed. Kol. 533.

<sup>122)</sup> Oed. Kön. V. 1461 ff.

Seid ihr zur Hochzeitreife dann herangeblüht,  
Wo wird ein Mann sein, welcher Muth genug besitzt,  
Die Schmach sich aufzubürden, die als ew'ger Fluch  
Auf meinen, ach, und euren Eltern lasten wird.  
Denn welches Schreckniss fehlt noch? Seinen Vater ach!  
Schlug euer Vater, nahte dann dem Mutterschoss,  
Aus dem er selbst entsprossen war; und so gewann  
Er euch von Jener, welcher er das Leben dankt.  
So wird man schmähen. Wer bewirbt sich dann um euch?  
Da ist nicht Einer, Mädchen, sondern offenbar  
Verderbt ihr endlich unvermählt und kinderlos.  
O Sohn Menökeus', da als Beider Vater du  
Allein geblieben — wir, die Zwei, die sie gezeugt,  
Sind Beide gleich verloren — lass sie bettelnd nicht,  
Die Nahverwandten, unvermählt von Hause zieh'n,  
Und mache nimmer ihr Geschick dem meinen gleich.  
O schau' erbarmend ihr Geschlecht, ihr Alter an,  
Die ja von Allen ausser dir verlassen sind:  
Mit deinem Handschlag sag' es, edler Mann, mir zu!  
Doch euch, o Kinder, hättet ihr Verstand genug,  
Sagt' ich noch Vieles; jetzo bet' ich nur für euch:  
Lebt immer, wo's euch wohl ergeht; und freundlicher  
Sei euch das Leben, als dem Mann, der euch gezeugt<sup>123)</sup>.

Die tiefe und mächtige Neigung eines Vaters zu seinen Kindern kann sich nicht gewaltiger, erschütternder offenbaren, als in diesen Worten. Die Knaben, die sich selbst in der Welt forthelfen können, nehmen sein Mitleid nicht so sehr in Anspruch; aber für die hilflosen Mädchen, die nicht handeln, nur dulden können, erbebt jeder Nerv seines geängstigsten Herzens; denn ihre Zukunft muss eine lange, ununterbrochene Reihe von Kränkungen und Verletzungen werden. Sie bedürfen der ganzen Fürsorge eines Vaters, der ganzen Zärtlichkeit einer Mutter, und Beide fehlen ihnen; sie sind für ewige Zeit mit einem Schimpfe befleckt, den sie nicht verschuldet haben. Keine Parteilichkeit ist es, die in seinem Kummer sich ergiesst: wäre die Lage der Söhne nicht eine ganz andere, er würde ihrer gewiss mit ebenso herzlichen und rührenden Worten gedenken.

Die liebenswürdigen Eigenschaften, die so eben an des Oedipus Charakter hervorgehoben wurden, offenbaren sich nicht bloss in seinen eigenen Handlungen und Worten; der Chor, der Vertreter des thebäischen Volkes, sowie der Priester, der im Anfange

<sup>123)</sup> V. 1489 ff.

der Tragödie die vor dem Palast des Königs um Hülfe flehenden Volkshaufen anführt, erkennen das edle Streben, den guten Willen ihres, wie sie damals noch glaubten, nicht eingebornen Fürsten mit den wärmsten Ausdrücken an. Denn Oedipus hat ja durch seine Klugheit Theben vom Verderben gerettet; er hat das Räthsel der Sphinx, den Fluch des Landes gelöst<sup>124)</sup>, und die Regierung, die ihm das Volk freiwillig übertragen, eine lange Reihe von Jahren hindurch mit so grosser Weisheit und Mässigung, mit so zarter Schonung derer, welche dem Throne der Geburt nach nahe standen, geführt, dass man ihn mit vollem Rechte als einen ausgezeichneten Mann, den Ersten der Sterblichen verehren konnte. Den Göttern zwar wagt man ihn nicht gleichzustellen; doch erklärt ihn Jeder ohne Bedenken für „der Menschen Ersten in dem Wechselgang des Lebens und in dunkler Schicksalsfügung Lauf“<sup>125)</sup>. Seine Weisheit muss ihm ein Gott gegeben haben, da er allein Hülfe und Rettung gefunden hat in Gefahren, in denen kein Mensch mehr Rath wusste<sup>126)</sup>. Deshalb wendet sich auch das thebäische Volk in schwierigen Fällen mit hoffnungsvollem Vertrauen an ihn, der für jedes Uebel Heilung weiss, dessen Klugheit und Erfahrung in der lebendigsten Kraft fortblüht. So heisst er mit Recht der Erhalter, der Heiland Thebens<sup>127)</sup>. Ja, als der untrügliche Scher, dessen Wahrhaftigkeit sich schon so viele Jahre hindurch bewährt hat, dem Fürsten so schwere Verbrechen vorwirft; als er in ihm den bezeichnet, den des Gottes Spruch zu verbannen oder zu tödten befehle: da erinnern sich die Greise mit hingebender Dankbarkeit der Wohlthaten, mit welchen Oedipus einst die Stadt überhäufte. „Zeus und Apollon wissen es wohl, wer an des Laös Tode schuld ist; aber nimmer, bevor die Wahrheit klar an den Tag kommt, will ich denen glauben, die Ihn tadeln und verklagen. Frühere Unglücksfälle haben ihm als einen weisen und treuen Vater unseres Volkes bewährt; darum soll mein Herz ihn nie der Verworfenheit zeihen“<sup>128)</sup>. Und als der Chor mit Iokaste für Kreon bittet, und Oedipus in seiner beklagenswerthen Verblendung muthmasst, auch Thebens Volk werde sich nunmehr von ihm abwenden, mit wie herzlichen Worten flehen die Greise, nicht solche Meinung von ihnen zu hegen! „Thöricht und unbedacht wär' ich doch und unsinnig, hielt' ich nicht fest an dir, der so liebeich das Land, als Gefahr uns grau'nvoll umtrieb, in günst'ge Bahn gebracht“<sup>129)</sup>. Es trifft Alles ein, was der blinde Teiresias geweissagt hat: Oedipus ist der, den des Gottes Wort bezeichnete; er ist Vatermörder und Mutterschänder; er hat seine alten Wohlthaten durch neue, unermessliche Noth vernichtet; er war früher der Gründer von Thebens Glück, jetzt ist er die Ursache von weit

<sup>124)</sup> V. 36. 509. 1199.

<sup>125)</sup> V. 31. 33 f.

<sup>126)</sup> V. 38 f.

<sup>127)</sup> V. 45 — 48.

<sup>128)</sup> V. 498 — 512.

<sup>129)</sup> V. 690 ff.

grösserem Unheil — ein Mann, der die furchtbarsten Frevlthaten vollbracht hat, Göttern und Menschen ein Grauen: jetzt, sollte man meinen, erkennt der Chor, dass er sich in dem Manne geirrt hat, und häuft auf ihn nun ebensoviel Flüche und Verwünschungen, wie früher Lobsprüche und Segnungen. Doch nein: er ist noch immer seiner frühern Meinung treu; er beharrt in seiner warmen Hingebung, in seiner dankbaren Verehrung für den Retter seines Vaterlandes, der mit seinem Scharfsinn, seiner Selbstverleugnung „allbeglückende Segnung“ über Theben gebracht, der „vor dräuendem Tode wie ein Thurm“ die Stadt geschützt hat<sup>130)</sup>. Oedipus ist ihm noch immer der Mann, durch den das Land wieder frei aufathmete, dessen lindernde und beschwichtigende Weisheit wieder Ruhe und Schlummer in die mattgeweinten Augen der Bürger brachte<sup>131)</sup>.

Wahrlich, man muss mit Vorurtheilen an die Betrachtung der Tragödie gegangen sein, wenn man die Absicht des Dichters leugnen will, den Oedipus, den Helden des Stückes, als einen im Grunde edeln, weisen, menschenfreundlichen Fürsten, als einen bei aller Furcht vor seinen Eltern ihnen mit treuer Anhänglichkeit ergebenen Sohn, als einen achtungs- und rücksichtsvollen Gatten und Schwager, als einen zärtlichen und liebevollen Vater zu schildern. Von dieser Seite kann des Oedipus Charakter unmöglich angegriffen werden; hierin kann also auch der Fehler (die *ἀμαρτία* des Aristoteles), der einem jeden tragischen Helden ankleben soll, nicht liegen. Sein grenzenloses Leiden muss aus andern Eigenschaften seines Charakters erklärt werden: ehe jedoch auf deren Entwicklung näher eingegangen werden kann, ist eine Verständigung über die Bedeutung der Orakelsprüche in dem Drama nöthig.

Wenn nämlich all das Unheil, wodurch Oedipus so elend wird, in Folge eines unabänderlichen höheren Rathschlusses über ihn kommt; wenn er, er mag thun, was er will, er mag trefflich handeln oder verworfen, ohne Entfliehen einem Geschick entgeneilt, das er nicht verschuldet hat und durch das edelste Leben nicht zu verhindern vermag: dann kann in unserer Tragödie von einer Katharsis nicht die Rede sein. So stände es aber, wenn jene Orakelsprüche, die dem Oedipus seine Leiden verkündigen, als solche Bestimmungen des Schicksals anzusehen wären, die von vorn herein die Entwicklung der Begebenheiten, ohne auf des Menschen freien Willen Rücksicht zu nehmen, für alle Ewigkeit unverrückbar feststellen. Dann wäre der Mensch nicht mehr verantwortlich für sein Thun und Lassen; dann wäre es in Wahrheit das Weiseste, was Iokaste ihrem Gemahl rath<sup>132)</sup>, in den Tag hinein zu leben ohne Rücksicht auf Vergangenheit und Zukunft, ohne Ehrfurcht gegen die Götter, ohne Anerkennung irgend einer höheren Macht. Dann wäre aber auch der König Oedipus die furchtbarste Tragödie, die ersonnen werden kann; die Athener hätten ihr nicht nur den Preis nach des Phi-

<sup>130)</sup> V. 1196 ff.

<sup>131)</sup> V. 1220 ff.

<sup>132)</sup> εἰς τὴν χρόνον ζῆν. V. 979.

lokles Pandionis, sondern überhaupt gar keinen geben sollen. Denn alle Frömmigkeit, alle Achtung vor der Gottheit wurde dann durch sie mit Füßen getreten, und einer finstern Verzweiflung, einer vernichtenden Verachtung gegen die Blindheit des Schicksals und die Ohnmacht der Götter, die solcher Ungerechtigkeit nicht zu steuern vermögen, das Wort geredet. Kann also der Dichter in diesem Sinne die Orakel verstanden, den Glauben an ihre Wahrhaftigkeit empfohlen und verbreitet haben? Unmöglich. In jener Zeit, in der Sophokles blühte, der der erhabene, von allen Vorurtheilen geläuterte, freie Sinn des Perikles eine ganz andere Geistesrichtung geschaffen hatte, war ein so finsterner, trostloser Aberglaube längst zu Grabe getragen. Eine reinere Einsicht in das Verhältniss des Menschen zur Gottheit hatte sich bis in die mittleren Volksklassen Bahn gebrochen; das erwachte Nachdenken über den Gang der Geschichte hatte die Erkenntniss einer höheren, weisen und gerechten Leitung der Ereignisse zu Tage gefördert; und dass Sophokles diese Erkenntniss theilte, dass er für sie mit der ganzen Begeisterung eines feurigen Dichtergeistes glühete, dafür legen seine lieblichen Werke in unzähligen Stellen Zeugniss ab. Auch war ja die Untrüglichkeit der Orakel in jenem Sinne längst durch Thatsachen widerlegt worden. Gar viele Sprüche des Gottes hatten sich nicht bewährt, oder man hatte ihnen, um seine Wahrhaftigkeit zu retten, eine Deutung geben müssen, die zwar zur Noth auch in ihren Worten liegen konnte, jedenfalls aber sehr oft ihrem ursprünglichen Sinne zuwider war. Damit soll durchaus nicht behauptet werden, Sophokles sei ein Verächter der Religion, der Orakel gewesen, oder habe dazu auch nur in einem so kritischen Verhältnisse gestanden, wie Euripides: sein Geist wurzelte viel zu tief in dem Boden der ruhmvollen und grossartigen Vergangenheit, in welcher die Götter oft genug ihre Gegenwart, ihre Macht bewiesen hatten<sup>133</sup>). Ja, wenn er selbst einen solchen Unglauben gehabt hätte, so würde er wohl angestanden haben, ihn zu verbreiten, da sein Geist einer durchaus conservativen Richtung folgte. Nur das müssen wir anerkennen, dass der Dichter wohl gewusst haben wird, von wem die Orakelsprüche ausgingen; und hat er das gewusst, so kann er sie unmöglich für schlechterdings untrügliche und alle Begebenheiten mit der umständlichsten Genauigkeit voraussehende Prophezeiungen, alle Menschenhandlungen bis in's Kleinste unverrückbar feststellende Götterbestimmungen gehalten haben. Etwas Göttliches hat auch er in ihnen gefunden, und mit Recht. Denn der Mensch, von der Gottheit Hauch angeweht, von dem Glauben an etwas Ueberirdisches durchdrungen, kann in Folge eines äusseren oder inneren Anlasses wohl in eine Begeisterung, in eine Ekstase gerathen, in der ihm die Zukunft in mehr oder minder klaren Umrissen vor Augen liegt. Solche Ahnungen des Geschickes kann bei erhöhter Aufregung der Nerven, bei gesteigerter Kraft der Phantasie, in

<sup>133</sup>) Man denke nur an die vielen wunderbaren Sagen, die Herodotos von den grösseren Schlachten der Perserkriege erzählt. Vgl. unter anderen Stellen 6, 117. 8, 84. 8, 94.



magnetischen Zuständen jeder Mensch haben, vor allen aber der gläubige Priester, der durch die feste Ueberzeugung von seiner eigenen Gottbegeisterung leicht in den Zustand eines gesteigerten Hellsehens gerathen mag. Gesellt sich zu diesen Eigenschaften noch eine lange Erfahrung, eine auf diese gestützte scharfe Beobachtung des Menschen, seiner Triebe, seines Charakters, kurz eine ausgebreitete psychologische Kenntniss, wie dies bei den delphischen Priestern eine lange Zeit hindurch in hohem Grade der Fall gewesen zu sein scheint: dann ist allerdings die Möglichkeit vorhanden, dass bei dem Zusammenwirken solcher Kräfte die Zukunft dem Blicke des Geistes zuweilen in erstaunlicher Klarheit erscheint. Untrüglich freilich können solche Erkenntnisse nie sein; aber sie sind recht dazu geeignet, den minder erfahrenen, in einem beschränkteren Kreise dahinwandelnden Menschen aufmerksam zu machen, zu warnen, zu erheben, zu mahnen, zu trösten, zu bekräftigen, zu schrecken. Und in solcher Weise haben die alten griechischen Orakel in ihrer guten Zeit auf das Volk gewirkt; sie haben deshalb ihr Ansehn so lange bewahrt, selbst in der Zeit noch, als man schon bemerkt hatte, dass der Gott sehr häufig über die Zukunft nicht besser unterrichtet sei, als irgend ein Sterblicher.

Wenn Krösos auf seine Anfrage, ob es rathsam sei, die Perser zu bekriegen, die Antwort erhielt, er werde, wenn er sein Vorhaben ausführe, ein grosses Reich zerstören<sup>134)</sup>; so wird man einräumen müssen, dass sich hinter dieser zweideutigen Erwiderung eine gewisse Verlegenheit verbarg, welche, ihrer eigenen Schwäche sich bewusst, über die ungewisse Zukunft nichts Bestimmtes vorauszusagen sich getraute. Man wird aber andererseits darin auch eine Warnung für Krösos erblicken, vor einem so wichtigen Schritte seine Kräfte zu prüfen und sich davon zu überzeugen, ob er einem so mächtigen und unternehmenden Volke, wie die Perser, gewachsen sei: denn von dem Erfolge des Kampfes, den er zu beginnen im Begriffe stehe, hänge jedenfalls das Schicksal eines grossen Reiches ab. Hätte Krösos diese Warnung zu beachten verstanden und ihren Sinn nach beiden Seiten hin richtig erwogen, so hätte er entweder den Krieg unterlassen, oder ihn mit mehr Ueberlegung und Vorbereitung geführt: in beiden Fällen hätte der Spruch des Gottes ihm grossen Vortheil gebracht. Und dass er wahrhaftig war, zeigte der Erfolg: denn der Untergang einer mächtigen Herrschaft, freilich nicht der persischen, traf wirklich ein. Da aber Krösos in einseitiger Auslegung des Orakels die darin liegende Warnung ausser Acht liess, und nur die Möglichkeit eines freudigen Erfolges, die allerdings auch, aber nicht allein darin enthalten war, für sich daraus entnahm; so hatte er es sich selbst zuzuschreiben, wenn er seine unbesonnenen Hoffnungen nicht befriedigt fand. Jenes Orakel war das einzige, das von einsichtsvollen und mit den Verhältnissen der Menschen vertrauten Männern gegeben werden konnte; denn richtig aufgefasst, musste es den zur Selbstüberschätzung und zu hochmüthiger Sicherheit geneigten

<sup>134)</sup> Herodot. 1, 53.

König zum Nachdenken auffordern<sup>135)</sup>. Als 'deshalb Krösos nach seiner Niederlage seinen grossherzigen Besieger bat, dem delphischen Gotte Vorwürfe darüber machen zu lassen, dass er ihn, einen so gottesfürchtigen und gegen Apollon's Orakel so freigebigen König in's Unglück gestürzt habe, da antwortete die Pythia ganz vortreflich<sup>136)</sup>: „Dem vorher bestimmten Schicksal zu entfliehen ist selbst einem Gotte unmöglich. — In Bezug auf das ergangene Orakel sind die Vorwürfe des Krösos ungerecht. Denn Loxias hat ihm voraus gesagt, wenn er gegen die Perser ziehe, werde er ein grosses Reich vernichten. Wenn nun der König danach einen guten und sicheren Entschluss hätte fassen wollen, so hätte er nochmals senden und fragen müssen, ob der Gott sein eigenes, oder des Kyros Reich meine. Da er aber die Antwort nicht verstanden, auch nicht wiederum angefragt hat, so mag er sich selbst die Schuld geben, und keinem Anderen.“ In derselben Weise ist das Orakel zu verstehen, das die Pythia dem Krösos gegeben hatte auf die Frage, ob seine Herrschaft dauerhaft sein würde. Darauf war nämlich die Antwort erfolgt: „Wenn ein Maulesel König der Meder sein würde, so sollte Krösos vor ihnen fliehen und sich seiner Feigheit nicht schämen“<sup>137)</sup>. In Bezug auf diesen Ausspruch sagt in jener Rechtfertigung der Gott: „So hat auch Krösos das zweite Orakel nicht verstanden. Kyros war dieser Maulesel: denn er stammt von zwei Eltern, die nicht Eines Stammes sind, einer Mutter von einem bessern Geschlecht, und einem Vater von einem niedrigeren; denn sie war eine Mederin und des Königs Astyages Tochter, und er ein Perser, ein Unterthan der Meder“<sup>138)</sup>. Auch dieser Götterspruch ist eine sehr wohlüberlegte Warnung, die den lydischen Fürsten zum Nachdenken bringen sollte: hätte er nach der Abstammung seines Feindes geforscht, was ihm nicht schwer sein konnte, da sie doch selbst in Hellas bekannt geworden war, so hätte er den Sinn des Orakels verstanden und wäre mit mehr Vorsicht in den Kampf gegangen. Das Alles sieht Krösos auch ganz gut ein; denn als man ihm die Rechtfertigung des Loxias überbracht hatte, „erkannte er, dass der Fehler sein war, und nicht des Gottes“<sup>139)</sup>. Wir ersehen aus diesen Beispielen und aus der Art, wie Herodotos sie behandelt, recht deutlich einerseits das Wirken des delphischen Gottes in jenem Jahrhundert, andererseits die Ansichten der Zeitgenossen des Geschichtsschreibers darüber. Zum Nachdenken, zur ruhigen Erwägung sollen die Orakel auffordern. Wo sie diesen ihren Zweck erreichen, da ist auch der Ausgang für den Befragenden meist ein glücklicher; wo aber übermüthige Unbesonnenheit oder Leidenschaft, mit der oberflächlichen Betrachtung des Spruches sich begnü-

<sup>135)</sup> Wie sehr Krösos sich vor dem Fehler des Hochmuths zu hüten hatte, geht aus Herod. 1, 71 hervor, wo der weise Sandanis ihn in ähnlicher Art warnt wie Apollon, aber ebenso vergeblich.

<sup>136)</sup> Herod. 1, 91.

<sup>137)</sup> Herod. 1, 55.

<sup>138)</sup> Herod. 1, 91.

<sup>139)</sup> ὁ δὲ ἀκούσας συνέγνω ἑωυτοῦ εἶναι τὴν ἀμαρτίαν καὶ οὐ τοῦ θεοῦ. Her. a. a. O.

gend, einen scheinbar darin liegenden günstigen Sinn für sich herausnimmt ohne Rücksicht auf das Gegentheil, da ist der Erfolg meist ein ungünstiger; und zu spät kommt die Erkenntniss, dass die Pythia mit ihren Worten auch etwas ganz Anderes habe sagen können, als das, was man darin gefunden hatte. Wir können uns hier nicht darauf einlassen, mehrere Orakelsprüche von diesem Gesichtspunkte aus ausführlicher zu beleuchten; wir verweisen nur noch auf einige, die unsere Ansicht recht bestätigen. So z. B. das den Lakedämoniern hinsichtlich Tegea's<sup>140)</sup>, ferner das dem Battos<sup>141)</sup>, den Siphniern<sup>142)</sup> und endlich das den Athenern im Perserkriege ertheilte Orakel<sup>143)</sup>.

Man findet in den erhaltenen Schriften des Herodotos und Sophokles einige auffallend übereinstimmende Ansichten so eigenthümlicher Art<sup>144)</sup>, dass es fast unmöglich scheint, zu behaupten, sie seien beide unabhängig von einander zu gleicher Zeit darauf gekommen<sup>145)</sup>. Nun ist zwar diese Uebereinstimmung keineswegs so ausgemacht und umfassend, dass sich alle die Schlüsse billigen liessen, welche Schöll<sup>146)</sup> daraus gezogen hat: aber unzweifelhaft ist es, dass die grossen Bewegungen jener herrlichen Zeit in beiden Männern über gewisse Gegenstände gleiche Meinungen und Urtheile hervorgeufen haben. Wie sich bei Pindaros und Aeschylos viele verwandte und gleichartige Ansichten vorzüglich über göttliche Dinge auffinden lassen, so scheint bei Herodotos und Sophokles die Betrachtungsweise der Orakel eine durchaus verwandte zu sein: wenigstens stimmen die Grundsätze, die der Geschichtsschreiber in der Geschichte des Krösos in dieser Beziehung befolgt, auffallend mit denen überein, die Sophokles in dem König Oedipus beobachtet hat. Wie die dem Krösos gegebenen Prophezeiungen, so sind auch die Orakel im König Oedipus keinesweges als unumstössliche, die Zukunft bis in's kleinste Detail unwiderruflich und unabänderlich feststellende Bestimmungen anzusehen; man kann zweifeln, ob die Griechen je die Sprüche des Gottes in diesem Sinne aufgefasst haben. Sie sind vielmehr gleichfalls nur Warnungen, Aufforderungen, in sich zu gehen und sich mit sich selbst zu berathen. Dem Laös ist einst geweissagt worden, er werde von der Hand eines Sohnes sterben, den er mit der Iokaste erzeugen würde<sup>147)</sup>. Ein

<sup>140)</sup> Herod. 1, 66 f.

<sup>141)</sup> Herod. 4, 155 — 159.

<sup>142)</sup> Herod. 3, 57 f.

<sup>143)</sup> Herod. 7, 140. 141.

<sup>144)</sup> O. Müller, Gr. Litgsch. II, S. 113; vgl. dagegen Bernhardt Gr. Litgsch. II, S. 787.

<sup>145)</sup> Vgl. Herod. 3, 119 mit Soph. Ant. 905. 909 ff. (Jacob und Schöll wollen, diese Verse mit Unrecht ausscheiden); Herod. 2, 35 mit Oed. in Kol. 339 ff.; Herod. 1, 108 mit El. 417 ff., auf welche letztere Stellen zuerst Schöll a. a. O. S. 123 aufmerksam gemacht hat. Viel Aehnlichkeit hat auch Herod. 3, 65 mit Kön. Oed. 269 (vgl. Wunder zu d. St.).

<sup>146)</sup> Sophokles, S. 122 ff., vorzüglich S. 130 ff.

<sup>147)</sup> Kön. Oed. 714.

ganz ähnliches Orakel hatte einst Akrisios empfangen: dass ihm bestimmt sei, durch seinen Enkel, den Sohn seiner Tochter Danaë, umzukommen<sup>148</sup>). Der weitere Verlauf der Ereignisse in beiden Mythen ist sehr charakteristisch. Perseus, trotz aller Bemühungen seines Grossvaters, die Danaë vor männlichem Umgang zu bewahren, von dieser geboren, ist, als er nach vielen Irrfahrten und Abenteuern in die Heimath zurückkehrt, weit entfernt, den Akrisios jenes Orakels wegen zu meiden; er sehnt sich vielmehr danach, ihn zu sehen; als sein Grosvater ihn flieht, geht er ihm nach und erfüllt nun allerdings sein Verhängniss, indem er ohne seine Schuld den Akrisios mit dem Diskos verwundet und dadurch Ursache seines Todes wird<sup>149</sup>). Es ist wahrscheinlich, dass Sophokles diesen Mythos gleichfalls in einer Tragödie behandelt hat<sup>150</sup>), die denn freilich ganz anders gestaltet sein musste, als der König Oedipus. Laïos und Akrisios suchen beide das Orakel auf eine der Rohheit der frühesten Zeiten ganz angemessene Weise zu umgehen: Laïos lässt seinen Sohn aussetzen, damit das Geschick nicht erfüllt werde. Der Thor: denn auf irgend eine Weise musste sich des Gottes Spruch doch erfüllen, das Orakel konnte nicht aller Wahrheit entbehren. Von ihm hätte es abgehungen, durch Vaterliebe und Freundlichkeit den Sohn so an sich zu fesseln, dass dieser wenigstens nicht mit Absicht und bösem Willen ihn erschlagen konnte: statt dessen meint er in seiner Verblendung die Erfüllung seines Schicksals dadurch unmöglich zu machen, dass er den Knaben aussetzen lässt, und gerade dadurch bereitet er sich, wie Akrisios, sein Verderben. Ja sein Tod ist noch schrecklicher, als der des Akrisios, weil Oedipus seinerseits ganz anders handelt, als Perseus. Sobald jener von Apollon die Prophezeiung erhalten hat, er werde seinen Vater umbringen und mit seiner Mutter Kinder erzeugen, da flieht er seine vermeintlichen Eltern, statt, wie Perseus, sie liebend aufzusuchen. Hätte er den letzteren Weg eingeschlagen, das Orakel hätte sich auch erfüllen müssen, aber auf eine mildere, nicht empörende Weise, ähnlich wie in dem Mythos des Perseus. Dass wenigstens eine andere Erfüllung möglich war, deutet der Dichter selbst sehr bestimmt dadurch an, dass er dem Oedipus bei der Nachricht von des Polybos, seines vermeintlichen Vaters, Tode den Gedanken in den Mund legt, das Wort des Gottes sei nunmehr dennoch erfüllt zu nennen, da Polybos vielleicht aus Sehnsucht nach seinem Sohne gestorben sei. Schon Laïos fällt nicht ohne seine Schuld; vielmehr hat er sein Schicksal durch die Grausamkeit, mit der er sein Kind verstösst, vollkommen verdient: aber mit noch weit grösserer Bestimmtheit lässt sich beweisen, dass Oedipus in die ihm geweisagten Verbrechen durch seine Schuld verwickelt wird; denn seinen Charakter hat der Dichter in ein weit helleres Licht gestellt.

<sup>148</sup>) Pausan. II., 16. Apollodor. II., 4, 1 nach der Ausgabe von Heyne 1783. Schol. Apollon. IV., 1091.

<sup>149</sup>) Apollod. II., 4, 4.

<sup>150</sup>) In den *Ακρυσσάων*.

(Schluss folgt.)

ganz ähnliches Orakel hat seinen Enkel, den Sohn der Ereignisse in beiden seinen Grossvaters, geboren, ist, als er nach weit entfernt, den Akrisios nach, ihn zu sehen; als allerdings sein Verhängnis verwundet und dadurch Iphokles diesen Mythos ganz anders gestaltet, so beide das Orakel auf ein umgehen: Laïos lässt sich Der Thor: denn auf irgend das Orakel konnte nicht Vaterliebe und Freundschaft nicht mit Absicht und seiner Verblendung die er den Knaben aussetzen Verderben. Ja sein Tod, andererseits ganz anders handeln hat, er werde seinen er seine vermeintlichen den letzteren Weg eingeleitete eine mildere, nicht empfinden wenigstens eine andere dadurch an, dass er den Knaben Vaters, Tode den Orakel dennoch erfüllt zu nennen gestorben sei. Schon Laïos durch die Grausamkeit, noch weit grösserer Bestrafung sagten Verbrechen durch Dichter in ein weit heller

<sup>143)</sup> Pausan. II., 16. Apollod.

<sup>149)</sup> Apollod. II., 4, 4.

<sup>150)</sup> In den *Ακρισάδιαι*.

© The Tiffen Company, 2007

### TIFFEN® Gray Scale



m bestimmt sei, durch  
) Der weitere Verlauf  
us, trotz aller Bemühun-  
ewahren, von dieser ge-  
ie Heimath zurückkehrt,  
seht sich vielmehr da-  
nach und erfüllt nun al-  
krisios mit dem Diskos  
wahrscheinlich, dass So-  
at<sup>150)</sup>, die denn freilich  
ros und Akrisios suchen  
angemessene Weise zu-  
rück nicht erfüllt werde,  
s Spruch doch erfüllen,  
te es abgehängt, durch  
, dass dieser wenigstens  
tatt dessen meint er in-  
möglich zu machen, dass  
sich, wie Akrisios, sein  
isios, weil Oedipus sei-  
die Prophezeiung erhal-  
inder erzeugen, da flieht  
aufzusuchen. Hätte er  
füllen müssen, aber auf  
thos des Perseus. Dass  
ter selbst sehr bestimmt  
lybos, seines vermeintli-  
des Gottes sei nunmehr  
nach seinem Sohne ge-  
ar hat er sein Schicksal  
amen verdient: aber mit  
ipus in die ihm geweis-  
inen Charakter hat der

Schol. Apollon. IV., 1091.